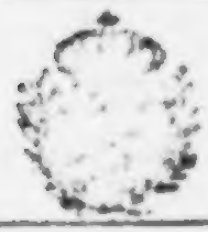
Tableau von Leipzig

im

Jahr 1783.

Eine Skizze.

Exceptis excipiendis.



1784.

An

Herrn von Helldorf

den ältern.

Weil ich mir schmeicheln kann, Ihr Freund zu seyn, so mach ich sichre Rechnung auf Nachsicht gegen dieses Werkchen, das ich jetzt (wie die Autoren zu ihren Mäcenaten zu sagen pflegen) zu Ihren Füßen lege. Ihre Beobachtung ist die meinige; wenn Ihre Freundschaft, woran ich nicht zweifle, auch dieselbe ist, so nehmen Sie gewiß ohne Unwillen das von mir,

was ich zur Zeit nicht beſſer habe. Wenn auch dies Werk Ihrer Zueignung nicht würdig iſt, ſo iſt es doch wenigſtens ein Beweis meiner Freundſchaft, mit der ich unausgeſetzt bin

Ihr

ergebner

d. V.

Vorrede.

Die Vorrede, ſo lauten die ſchriftſtelleriſchen Geſetze, ſchreibe man nach Verfertigung des Buchs; man wird alsdann dem Leſer nicht nur Rechenſchaft geben können, welchen Plan man habe ausführen wollen, ſondern welchen man ausgeführt habe.

Gewiß! dies Geſetz iſt ſtreng. Es ſetzt manchen Autor, der mit ſeiner Ausführung nicht völlig zufrieden iſt, in große Verlegen-

legenheit: denn wer wollte nicht lieber seine Blösse zu verbergen suchen, als sich selbst ein ungeschlachtes Urtheil unter die Nase sagen? Aber — wird man antworten — wir lesen ungern Bücher und Vorreden von Schriftstellern, die sich in dieser Verlegenheit befinden; dies, finden wir uns genöthigt, mit unserm eignen Beyspiel zu beantworten.

Ehe wir uns niedersetzten, dies Tableau aufzutragen, fanden wir den Plan weit interessanter. Vielleicht verführte uns der Plan eines andern Buchs eben desselben Inhalts

halts dazu; allein nach der Vollendung sahen wir uns von dem Irrthum zurückgebracht, und — welche Seltenheit! — wir sind die ersten, die nicht ganz damit zufrieden sind; wollte der Himmel! daß wir wenig Nachfolger hätten. Doch bewogen uns einige Seiten, die Bekanntmachung nicht aufzuschieben oder ganz aufzugeben: gleichwie bisweilen nur Nebenumstände zu einer That reizen, und die nehmlichen Folgen hervorbringen, die die ersten Ursachen und Gründe hervorbringen konnten. Wir hatten geglaubt von

leip-

leipzig so viel Auffallendes zu sagen, als von Paris gesagt worden ist; das war unmöglich, und man verzeihe es uns.

Sunt quaedam mediocria, sunt mala plura quae legis: aliter non fit, Avite, Liber. Mart.

Vorerinnerung.

Noch ehe ich Mercier's Tableau de Paris zu Gesichte bekam, war ich entschlossen, vielleicht zum Besten meines Zeitalters, ein Gemählde von den Sitten grosser Städte aufzustellen. In wie fern es angenehm oder unangenehm sey, einer lächerlichen Figur den Spiegel vorzuhalten und ihr die piquanten Flekken zu zeigen, blieb bey mir unentschieden, und der Augenblik, in dem mir die Herausgabe des Paris von Mercier bekannt wurde, befestigte meinen Entschluß und riß mich zur Ausführung hin.

Man fand an dem Tableau nichts zu tadeln, als daß sein Verfasser es in der mismuthigsten Lage und vielleicht aus Rache gegen persönliche Privat-Beleidigungen möchte geschrieben haben: Aber das heißt seine Zuflucht zu ungerechtem Tadel nehmen, wenn man verlangt, daß

der Autor, der mit philoſophiſchem Geiſte ſchrieb, und wenn es ihm um wahrhaftes Verdienſt zu thun war, ſo ſchreiben mußte, ſeine Feder in Scherz und leichtſinniges Raiſonnement tauchen ſollte. Mercier urtheilte nie zu ſtrenge, jede Seite zeigt, daß er nicht parteyiſch ſeyn konnte, und gewiß! ſein Gemählde verdient, der Abſicht und des Verfaſſers wegen, mehr Schätzung, als manches Schauſpiel, und mancher Roman, und manches Buch einer andern Wiſſenſchaft.

Das Reſultat meiner Entſchlieſſungen gieng endlich dahinaus, daß ich nicht ein Gemählde von dem Ganzen, ſondern zuerſt einen einzelnen Theil deſſelben liefern wollte, und ich wählte die Stadt Leipzig zu meinem Sujet. Ich fand es für gut, Paris mit Leipzig parallel zu ſtellen, ſo wie auf meinem Pulte Mercier's Tableau neben meinem Schreibebogen lag. Daher entſtanden die Vergleichungen, daher die meiſten Rubriken aus dem Tableau, und endlich daher dies ganze kleine Gemählde, das man leicht mit dem Namen einer Unwichtigkeit belegen kann; und doch, was kann ein Autor, dem man ſagt: ſein Werk habe

ſo

so wenig Werth als Bogen, anders thun, als die Achseln zucken und — schweigen?

Sollte es aber wohl nöthig seyn, mich über manche Kapitel zu entschuldigen, die unter Rubriken dastehn, bey denen man fragen möchte: Auch diese unbedeutende Sache? Ich glaube nicht; vielmehr bitt' ich meine Leser um Nachsicht, daß ich über manche lokale Nachricht weggeschritten bin. Aber was Nachricht war, die, ob sie gleich lokal, doch zu einem Begriff von der Stadt, auch in der größten Entfernung, nichts beytrug, diese überschritt ich gern, und ich werde mir nie einen Vorwurf darüber machen.

Oder es nicht Leser giebt, die mit der Gleichgültigkeit gegen manche Gebrechen mehr bekannt sind als ich, und drum meinen Tadel überflüßig finden? — —

Von Paris seinen Blik auf Leipzig wenden, ist eben das, als wenn man das Auge von einem geräuschvollen schwelgenden, die Laster einer gan-

zen Nation bis zum Ekel bezeichnenden, Gemählde abzieht, und ihm eine Scene vorschiebt, wo eine geringe Anzahl Menschen in einer glüklicheren Einfalt lebt. Nicht jener Anblik, wo der schwelgende Große die Zufriedenheit des Armen unterdrükt, wo die Vergleichung der Glüklichen mit den Unglüklichen Mitleid erregt, wo man fragt, warum drängt sich alles in diesen Punkt zusammen, was nährt diese zahlreiche Menge, warum dieser große Haufen hier, dem die Armuth Laster lehrt?

Es möchte wohl den Lesern, die schon das Tableau de Paris in Händen hatten, zur Frage dienen: Warum ich denn also eine Stadt, von der sich kein eben so auffallendes Gemählde aufstellen ließ, zum Stoff meiner Bearbeitung und zum Beytrag zu ihrer Lektüre gewählt hätte: und ich kann zu meiner Vertheidigung nur das sagen, daß Leipzig nicht, wie Paris und London, die Aufmerksamkeit der ganzen Welt, sondern blos die Aufmerksamkeit des ganzen Deutschlands und einiger Ausländer, (die unser liebes Deutschland ihrer Beobachtung würdig halten)

auf

auf ſich gezogen hat. Leipzig ging vor allen Städten Deutſchlands der Cultur mit Rieſenſchritten entgegen, es nahm mit offnen Armen Künſte, Wiſſenſchaften und Handel in ſeinen Schoos auf und verbreitete dieſelben. Es iſt mit der Zeit in eine Lage gekommen, die ich itzt näher beſtimmen will, und die, wie ich hoffen darf, der Wißbegierde mancher unſrer Zeitgenoſſen zu ſtatten kommt.

Man erwarte nicht von mir eine voraus-geſchikte Geſchichte ab ovo. Unſer Jahrhundert war ſo glüklich, einen Topographen zu zeugen, der die Geſchichte davon ſchrieb und im Jahr 1779 herausgab. Ohnmöglich kann der Zahn der Zeit dies kleine Werkchen ſchon zernagt haben, und noch weit ſchwerer iſts zu vermuthen, daß der Name eines Leipziger, der dieſe Geſchichte ſchrieb, nicht auf die Nachwelt kommen ſollte; wiewohl der Autor, wie wenig ſchlechte Autoren, ſo beſcheiden war, ſie ohne Namen-Benennung herauszugeben. Folglich werden Liebhaber einer Topographie (im weitläuftigſten Verſtande) ſie noch heut zu Tage in

den Buchläden antreffen können. Sonst verdient Herr Kritzinger, im Betracht, daß noch keiner eine von unzähligen ungelehrten Händen gesammlete Chronik, meist Mordgeschichten betreffend, mit so vieler Genauigkeit, und ohne ein Wort dazu oder davon zu thun, abgeschrieben, und zur Bildung des Geschmaks und Ausbreitung nützlicher Kenntnisse hat drucken lassen, den Beyfall des Publikums. Gott helfe seinem Buche weiter! Herr Schlözer gab vor einigen Jahren ein Bruchstück der Chronik von Leipzig bis auf das Jahr 1466 heraus, es ist aber bis izt noch Bruchstück geblieben.

Bey der Charakterisirung einer ganzen Nation sowohl, als einer einzelnen Stadt, bey der Auseinandersetzung ihrer Vergnügungen, bey Urtheilen über ihren Geschmack, bey dem Punkte, wo ihre Cultur Grenzen erreicht, bey geselschaftlichem glüklichen, oder unglüklichen Leben, verliert sich der Leser gern in Betrachtung und Anwendung auf das, was um ihn her ist: und diese Prüfung möchte einer meiner ersten Wünsche seyn, wenn es noch erlaubt ist, daß ein Autor mit

einem

einem andern Endzweck als Autorsucht schreiben darf. Die Satyre oder sonst eine andre Art des Vortrags, wodurch man den Pöbel kützelt, würd' ich ungern zur Arte meiner Abhandlung gewählt haben. Nichts ist schwerer, als daß ein Schriftsteller, der die Geissel leicht in die Hand nimmt und sie gegen einige Flekken des allgemeinen Charakters braucht, sie eben so leicht in Fällen, die Beyfall eines unparteyischen Beurtheilers verdienen, wieder aus der Hand legt, und dem Tadel und Lob seine Schranken sezt. Man könnte durch schimmernden Witz die Leser auf Unkosten derer, die man schildert, unterhalten, aber dann ist der Ruhm eines unparteyischen Beurtheilers nicht das Ziel, das man sich vorgesetzt hat. Dieser Witz trift gemeiniglich nur einige Personen, und verfehlt das Ganze; da, wo man das Allgemeine hätte loben können, tadelt man es um Individuen willen. Dies ist der Fehler der Satyre, und ich werde ihn zu vermeiden suchen.

Man urtheilt allezeit nach der grösern Menge, und wichtige Lächerlichkeiten dürfen nicht

verschweigen bleiben. Es gebe welche, die die Gebrechen der Stadt Leipzig, so sie bewohnen, einsehn, und die in dem Punkt eine große Stadt zu bewohnen über die Vorurtheile des Pöbels hinweg sind, aber die größte Anzahl ihrer Bewohner, und dies ist eine Lächerlichkeit die ich nicht verschweigen kann, ist stolz sie zu bewohnen. Der Pariser kann nicht stolzer auf seine Stadt seyn, und er würde, wenn er schon ganz Leipzig durchgangen wär, nur die Vorstadt durchgangen zu haben glauben, und fragen: wo liegt die eigentliche Stadt? Sie enthält kaum 9000 Ellen im Umfange und ohngefähr 36000 (wiewohl man saat 40000) Einwohner; aber man würde den Leipziger beleidigen, wenn man ihm nicht einräumte, daß sie in dem Umkreis von 100 Meilen die größte und cultivirtsie Stadt sey. Er wird ohne die Sitten einer andern Stadt zu kennen, sie tadeln und um einen in Verlegenheit zu setzen fragen, wo lebte man freyer, veramüter, dem Pöbels-Urtheil weniger ausgesetzt als hier? Beantwortet es ihm, und er glaubt dennoch, er müße in jeder andern

Stadt

Stadt für Langeweile ſterben. Er dünkt ſich, in ſeinen Mauern ſey der Sitz der Höflichkeit von ganz Deutſchland, und gewiß der Kaufmann, dem ihr die Rechnung ohne Weigerung und Abzug der Summe bezahlt, der Mann der arm iſt und viel Gold bey euch vermuthet, iſt höflich, und jedermann, wenn ihr zur Stadt hineinkomt, fragt hinter eurem Rücken ob ihr Geld habt, würklich in der guten Abſicht um euch höflich zu behandeln. Aber ihr ſeyd faſt der Grobheit des niedrigſten Pöbels ausgeſetzt, ſo bald ihr nicht ſehen laßt, daß ihr es habt. Man würdigt euch kaum eines Seitenblicks, kaum einer Antwort; die Einwohner untereinander ſelbſt ſind nicht höflich, wenn ſie nicht in einerley Verhältniß des Reichthums ſtehen.

Luxus.

Jene Schriftſteller, die dieſes Capitel zu ihrer Lieblings-Materie gewählt haben, würden hier Stoff genug finden. Er iſt nun einmal das Attribut aller cultivirten Städte geworden,

und es kömt nur noch darauf an, ob er einen gröſsern oder mindern, der Zahl der Einwohner der Stadt und ihrer Gröſse angemeſsnen oder nicht angemeſsnen Haufen in seinem Strome mit sich fortreiſst. Unsre Städte, die um den Luxus mit einander wetteifern, haben Leipzig den Preis gewinnen lassen. Das erste beneidete, nachgeahmte Haus ist das, welches durch vielen Aufwand die Leute zum Bewundern des vielen Reichthums bringt Man muß sich nach der neuesten, von Frankreich oder England geborgten Mode jährlich ein Dutzend mal kleiden, Bedienten und Reitpferde halten, im Wagen nach der neusten Mode fahren, Tinees und Soupees geben, fürstlichen Staat machen, vor allen andern aber auf der Straße figuriren, daß es in die Augen fällt. Der Bürger, das gemeine Volk, alles schwelgt; sie ahmen die Reichsten in der Kleidung nach, verzehren an öffentlichen Orten viel Geld, um für Leute die von Procenten leben gehalten zu werden, und doch hört man immer von Kaufleuten die (durch Aufwand) bankrutt, von Bürgern die zu Bettlern, und von dem gemeinsten Pöbel der

durch

durch Luxus arm wurde, und durch ihn nie wieder zu Kräften kommt. Capitel im folgenden werden zur Vollkommenheit dieſes mehr beytragen.

Straßen.

Darunter denke man ſich nicht zuſammenhängende, in gleicher Linie ſchnurgerade fortlaufende, von Seiten der Schönheit durchaus gleiche Reihen von Häuſern. Es iſt ein Miſchmaſch von großen und kleinen das Auge beleidigenden Häuſern. Gleich als lieſen ewige Beſchäftigung, Geiz, Armuth, Geſchmakloſigkeit die Verſchönerung nicht zu. Neben dem beſten Hauſe in der beſten Straße, ſtößt man auf ein Hüttchen, das einer kleinen Bauerſchenke nicht unähnlich ſieht. Am Eingange der Peters-Straße vom Markte her, in der Hahn-Straße und Grimmiſchen Gaße findet man Beweiſe. Die einzige Catharinen-Straße leidet, wenigſtens der äußerlichen Erträglichkeit nach, einige Ausnahme. Sonſt ſehe man den Brühl, die Reichs-, die Ritter-Straße, dieſe kann nur

ein

ein von niedrigen Dörfchen die Mauern und Thore einer Stadt zum erstenmale begrüßender Land-Knabe schön nennen. Die Nikolai-Straße, die Fleischer-, die Kloster-Gasse, alles Plätze, wo mehr schlechte als gute Häuser stehn.

Der Leipziger weiß nicht, wie viel die Polizey durch Reinlichhaltung der Strassen zu seiner Bequemlichkeit beyträgt. Die Erlaubniß, wie zu Paris, Mist vor die Thüre eines Kranken streuen zu dürfen, würde man nicht einmal erkaufen können. Der große Lerm zur Zeit der Messe, das Fahren und Schleifen, eben da die Behutsamkeit, welche man nöthig hat, um ohne Schaden durchzukommen, macht, daß man nach Verlauf derselben die ruhige Stille oder das weit geringere Geräusch um so viel höher schätzt, und allen guten Göttern dafür dankt, daß man nicht eben izt auf einer Pariser Strasse ist und wohl 600 Fiakres ausweichen müßte. Der Wind behält immer sein Recht, die Strassen zu durchstreichen, und nur die drückendste Hitze des Sommers kann Schwüle und verdrüßlichen Weg verursachen. In den breiten Strassen können 2

und

und 3 Wagen nebeneinander fahren. Die Fußgänger behalten immer noch Platz durchzukommen. Zunächst an der Seite der Häuser ist ausserdem noch ein kleiner gepflasterter Fußsteig, den man im Fall der Noth ergreifen kann. Das Pflaster ist besser, als mancher andren Stadt; die kleinen Steine gewinnen eine gute Zusammenfügung, durch Härte daß sie nicht so bald zermalmt, und durch ihre spitzige Oberfläche daß sie lange befahren und beschleift werden können. Die Bequemlichkeit der Wetterdächer über den Häusern könnte noch allgemeiner seyn, dadurch könnte man zur Zeit des Regens, ohne von Rinnen und Dachtraufen benetzt zu werden, über die Strassen gehn. Es giebt wenigstens gegenwärtig kein besseres Mittel.

Reinlichkeit.

Die Strassen sind in der Mitte erhöht gepflastert, so daß das Regenwasser sehr leicht ab, und in die an der Seite der Strassen angebrachten Oeffnungen der Schleusen hinein läuft.

Man

Man darf keinen Koth auf die Strassen werfen. Die Schleusen, die unter den Strassen weg gehen, sammlen den durch die geheimen Plätze in den Häusern hineingebrachten Koth, der durch sie aus der Stadt hinausgeführt, oder, welches sehr oft geschieht, des Nachts von dazu gedungnen Leuten ausgeräumt und aus der Stadt geschaft wird. Aller Unrath, der ausserdem sich auf den Strassen sammlet, muß wöchentlich zweymahl vor den Hausthüren zusammengekehrt werden, und ein Wagen, der alle Strassen durchstreicht, fährt ihn fort. Daher geht man auf gutem und reinlichen Pflaster, und hat nicht wie zu Paris nöthig, an jeder Ecke einen Schuhputzer herbey zu rufen.

In den Wirthshäusern findet ein Fremder und Reisender viel Bequemlichkeit. Gute Zimmer, gute Betten, so reinlich er es nur wünschen mag. Nur sey er zur Zeit der Messe auf die Sicherheit seines Zimmers bedacht, denn es schleichen sich unter dem Vorwand des Handels gemeiniglich Juden und andres herumschweifendes Gesindel in die Häuser, die einem offnen Zimmer,

mer, wo der Beſitzer nicht zu Hauſe iſt, am liebſten ihren Beſuch machen.

Häuſer.

Alle in der neuen Zeit erbaute ſind auch modern. Gewöhnlich nicht über vier Stock hoch, ſucht man eine Schönheit in den Aerkern. Sie ſchaffen dem Nachbar die gröſte Unbequemlichkeit. Seine Fenſter, die darneben ſind, nutzen ihm kaum. Er kann nicht in der Länge der Straſſe hinaufſehen, er ſtekt den Kopf heraus, um — in des Nachbars Aerker zu ſehen. Und doch nützt dem Beſitzer der Aerker nichts mehr, als daß er das Tageslicht eben ſo leicht verzehrt, als er es auffängt. Die Glasthüre zum Aerker trägt zur Schönheit der Stube nichts bey, und warum könnte eine Kaffeegeſellſchaft nicht auch bey dem Fenſter einer Stube, ohne Aerker, ſitzen und die Vorübergehenden beobachten? In jedem Winkel muß der Baumeiſter ein Stübchen anbringen, man könnte ſie Gelehrtenſtübchen nennen. Hinten heraus die Ausſicht auf den Hof,

ſcheuen

scheuen sich Leute von keinen grossen Renten oder von keinem grossen Aufwand nicht, zu wohnen. Obgleich in einem engen Hofe immerfort der Gestank von dem Unflath des Hauses aufsteigt, die Luft vergiftet, und man, je nachdem der Raum ist, kaum ein Stückchen von dem Himmel, von der Sonne fast gar nichts, und von den Menschen niemand, als die Köchin, die unreines Gefäß auswäscht, gewahr wird. Ein solches Zimmer hat zwar die Bequemlichkeit, daß man das Geräusch der Menschen und der Pferde auf den Strassen nicht hört, aber die Unannehmlichkeiten des Lebens liegen einem doch zu nahe vor den Augen, als daß man sie nicht sehen könnte. Und wie oft geschieht es nicht, daß Familien, die das Hintertheil des Hauses zugleich mit bewohnen, eben so viel Geräusch verursachen, als auf der Straße kaum vorgeht. Bei dem allen sind die Häuser bis zur fünften Treppe im Hofe unter dem Dache bewohnt, und je mehr reiche Familien Stuben zu ihrer Bequemlichkeit miethen, desto mehr müssen sich ärmere in das hintere verbergen, das von aller Art Leu-

ten

ten voll gepfropft ist, und theuer genug bezahlet wird. Eine Familie, die am Markte eine oder zwei oder drei Treppen hoch vorn heraus wohnen will, zahlt drei, vier und fünf hundert Thaler. In einer andern Straße sind die Preise zwar bisweilen wohlfeiler, aber nicht billiger. Man überrechne, wie hoch sich die Interessen eines Hauses, das zwanzig oder dreißig Stuben hat, belaufen; noch kommen hinzu die Läden, Niederlagen, Weinkeller; wie reichlich ein solches Haus nicht seinen Besitzer ernährt! Bei solchen theuren Preisen kann man die Abgaben davon nicht übertrieben nennen, und was trägt ein Haus, das über achtzig Stuben hat, und deren es einige hier giebt, nicht ein?

Die Möblirung der Zimmer, übersteigt nicht, wie die jener Pariser Familien, die Kraft der Einbildung; sie ist sehr einfach. Wie oft fehlen ihnen nicht schöne Gemählde, die einen für eine schaale Gesellschaft schadlos halten können. Gold und Silber, eine Kaffekanne, wo die ganze Ahnen-Folge darauf steht, findet ihr nicht. Auf dem Kanapee liegen ein paar französische oder deutsche Romane, und darneben sitzt

eine gähnende oder seufzende Dame. Ehemals verschrieben sie sich zur Gesellschaft ein paar Bologneser Hündchen, aber ihr Humeur hat sich, seit die Romane gäng und gebe sind, geändert.

Durchgänge.

Es giebt in jeder Straße eine große Anzahl Häuser, durch die man gehen kann, um von dieser Straße in eine andere zu kommen. Diese Bequemlichkeit hat einen großen Nutzen. Anstatt daß man eine ganze Straße hinunter, und eine andre wieder herauf wandern müste, schlägt man seinen Weg durch einen dieser Durchgänge, und man kommt weit eher an sein Ziel. Zum Fahren sind sie nicht eingerichtet, manche von ihnen sind so enge, daß man den Begegnenden kaum ausweichen kann. Hier entdeckt man, wie viel Raum bisweilen ein Haus hat, denn nicht selten hat es zwei bis drei Höfe und in diesen eine große Menge Laden und Niederlagen.

Die-

Dieſe Durchgänge bleiben bis des Abends um zehn geöffnet, und können eben ſo leicht erleuchtet werden als die Straßen, aber doch werden ſie gar gerne zu heimlichen Abſichten feiler Mädchen gebraucht.

Brunnen.

An Waſſer fehlt es der Stadt nicht, nur daß es nicht das geſündeſte iſt. Fremde, die es trinken, tragen immer einen kleinen Ausſchlag davon. In den Straßen ſtehen die überbaueten Brunnen, aus denen man ſchöpft, öffentlich, und auf den beiden Kirchhöfen der Thomas- und Nikolai-Kirche ſind Springbrunnen, die wohl einſt, da einer Magiſtratsperſon ein Gedanke von anderweitiger Verſchönerung der Stadt durch den Kopf fuhr, erbaut ſeyn mögen. Sie ſind von keiner ſeltnen Schönheit. Denn ſie werfen das Waſſer kaum eine Elle hoch über ſich, und um deſto eher entgehet man, wenn der Wind brauſt, der Unannehmlichkeit voll geſprengt zu werden.

Esprit public.

Wer geriethe wol nicht in Versuchung, in der Stadt eines cultivirten Landes, die von so vielen Reichen bewohnt wird, einen öffentlichen Geist in aller seiner Kraft anzutreffen, der in der Schätzung edler Handlungen, und Selbstvollziehung derselben, Verdienst sucht. Die erste wichtige Frage, die ein Fremder thut, ist: Herrscht in Sachsen der öffentliche Geist, dessen Gegenstand Patriotismus, Menschenliebe, Schätzung edler Thaten ist? Beweist man nie Spuren davon? Antwortet ihm Nein. Fragt er dann, ob wenigstens, wenn ja Armuth einige Städte verhindert, nicht reichere Städte der Tugend und dadurch sich selbsten Denkmäler süfteten? — laßt uns sehen. Welcher Reiche hat sich hier je entschlossen, von seinem Vermögen Hospitäler zu stiften, den Patrioten eine Ehrensäule zu stellen, unter den höchst erforderlichsten Umständen den Fürsten zum Wohl des Landes sein Vermögen anzubieten — der Armuth Stiftungen zu machen, die ein reichlicheres

und

und den Wohlthätern würdigeres Geschenk wären, als jene spärlichen Schenkungen des Magistrats. England, oder die Stadt London, wirbt Regimenter an, schenkt seinem König Schiffe — davon haben unsre Reichen auch nicht einmal im Kleinen einen Begriff: die Börse zu London, die Abtey zu Westmünster, der Saal im Vauxhall — wo hat man bey uns dem Verdienst ein solch Opfer gebracht? In den Gärten, wo Statüen großer Deutschen stehen könnten, steht Zevs, Merkur, und die Göttergeschichte, bald im weitläuftigsten, bald im engern Verstande, und verehrungswerthe noch lebende Männer der Stadt, einen Winkler, einen Zehmisch, einen Böhme, einen Platner ꝛc. ꝛc. kennt man nicht allemal in Häusern, wo man ihre Namen zuerst in aller Munde vermuthete, und Winklern hat man eine Gallerie der besten und seltensten Gemählde, Zehmischen das Opernhaus, Böhmen die Vermehrung der Raths-Bibliothek durch ein Vermächtnis seiner eignen zu danken, und Platnern — si nescis hunc, abito.

Charakter des gemeinen Volks.

Seine Höflichkeit muß man erkaufen. Giebt man ihm Geſchäfte, ſo nutzt es jeden kleinen Vortheil der Betrügerei. Es iſt ſo plump, daß es einem rund heraus ſagt, es könne ſeine Arbeit anderer Orten bezahlt bekommen. Den Lohn, den es bekommt, zählt es vor des Gebers eignen Augen durch, und weigert ſich ſo lange ihn anzunehmen, bis man ſagt, man gäbe durchaus nicht mehr; dann ſehen ſie, daß es der Ort nicht iſt mehr zu erpreſſen, und ſtrafen ihren Wohlthäter mit Grobheit. Bei Fällen des Aufruhrs vermag es nichts, denn es iſt zu ſchwach. Es berauſcht ſich gern in hitzigen Getränken, und läſiert bei einem Glas Brandwein alle Menſchen, ſich ſelbſt nicht ausgenommen. Da iſt keine Verordnung des Raths, die ſie nicht begeiferten. Kriechen ſie früh aus ihren Hütten, ſo legen ſie ihr Geſicht in trotzige Falten, ſie laſſen ſich um einen guten Preiß zu jeder Niederträchtigkeit gebrauchen. Die Männer bekümmern ſich nicht um ihre Weiber, und

die

die Weiber fragen nichts nach ihren Kindern. Alle Wege zur Bildung sind ihnen abgeschnitten, das Schauspiel können sie ihrer Armuth wegen nicht besuchen. Reichthümer andrer Menschen, die ihnen immer in die Augen fallen, machen ihren Charakter ungestüm. Aber unser Pöbel ist zu furchtsam, aus den Schranken seines drückenden Elendes herauszutreten, und etwas anders zu thun als in geheim zu murren. Welche Laster hat nicht schon je die Armuth erzeugt, und die strenge Hand der Gerechtigkeit zieht selbst den Flor darüber, indem sie sich immer furchtbar gegen die Niedrigen, nachgebender gegen die Höhern zeigt, und des Pöbels gröstes Vergnügen ist, sie heimlich zu berücken, wo es die Großen öffentlich thun.

In den Vorstädten wimmelt es von solchen Dürftigen, und die Weiber und Töchter nehmen bei ihrem Elend eine weit fröhlichere Mine an, als die Männer. Der Schatten, den ihre Handthierung giebt, ruht auf ihren Gesichtern; oder sind sie in einem hohen Alter, welches das funfzigste Jahr ist, so scheints, als hätten sie sich auf

einige Augenblicke aus den Gräbern herausgestohlen. Unter dem ganzen Haufen ist keine nervichte Gestalt, wie sie heut zu Tage nur noch ländliche Gegenden hervorbringen können. Kraftlosigkeit ist bei ihnen zu Hause. Wollust und hitzige Getränke stürzen sie ins frühe Grab, und bringen in jeder Generation schwächere Menschen hervor.

Man findet anderswo Pöbel, dessen Höflichkeit man der Intrigue wegen fürchten muß. Diß ist hier nicht der Fall. Plumpe Grobheit und niedriger Eigennutz sind so innig vereint, daß man nie Gefahr läuft eins bei dem andern nicht zu sehen.

Figur.

Das erste Studium junger Herrn und Damen. Um bemerkt, und für Mann der feinsten Mode gehalten zu werden, trägt der Stutzer nicht nur das Kleid, sondern auch den Kopf nach der Mode. In einer gezwungenen Stellung sieht er sich blos nach Leuten von Stande um, daher gewinnt er das Ansehen, als wollte er gar nicht bemerkt werden. Wird er gewahr, daß eine

Da-

Dame hinter dem Fenster lauscht, so ändert er seinen Gang, er zwingt sich in ein nachläßiges Betragen, will beschäftigt oder im Begriff einem angesehenen Hause die Cour zu machen scheinen. Wer ihn nicht kennt, gegen den nimmt er das Air eines vornehmen Herkommens an. Begegnen sich zwei die sich nicht kennen, so ists Gefahr nicht zu scheitern. Scheitern heißt, die Ueberlegenheit des andern im stutzermäßigen Betragen fühlen und durch ängstliche Bescheidenheit sie zu erkennen geben. Sind beide in ihrer Kunst geübt, so streckt der eine im Vorbeigehen sogleich die Nase in die Höhe wenn es der andre thut, beide sehen nach einer andern Gegend, vermeiden daß sie sich nicht in Weg kommen und Gefahr laufen einander mit Höflichkeit auszuweichen. Sollte dem einen etwas in die Augen fallen, das an dem andern nicht nach der Mode wär, so zeigt er in seiner Mine, daß er gewonnen Spiel hat, er fängt an, langsamer zu gehen, damit die Beobachtenden in Vergleichung beider Zeit haben, diese Modefehler zu bemerken und ihn zu tadeln. Sind sie Freunde, die

ſich begegnen, ſo bleiben ſie mitten auf der Straſſe ſtehen, und fangen einen Diſkour an, ſchielen nach allen Fenſtern ob eine Dame auf ſie Acht hat, und ſollte diß ſeyn, ſo verweilen ſie um deſto länger — ſpectentur ut ipſi. Sie machen ſich einige niedliche Verbeugungen, verlaſſen ſich, um ſich wieder in einer andern Straße zu begegnen, und jeder von ihnen glaubt alle Herzen erobert zu haben. Laſſen es ihre Geſchäfte zu, ſo beſuchen ſie die Oper, applaudiren ohne Geſchmack, ſchreien encora, und ohne Gefühl für die Muſik und ohne den Text zu verſtehen lachen ſie bei einer Poſſe, die der Schauſpieler macht, überlaut; wenn dann in Geſellſchaft eine Dame die gefühlvolle Arie, die geſungen wurde, lobt, ſo ſetzen ſie hinzu: Ja, aber der Ponziani iſt doch ein trolliger Mann. Im Conzert ſitzen ſie bei ein paar Damen, damit ihnen die Zeit nicht lang werde; ohne die Muſik achört zu haben, applaudiren ſie länger als Leute denen die Hände davon weh thun, und iſts möglich, ſo reitzen ſie durch ihr Klatſchen die Anweſenden zum nochmaligen Applaudiren, dann verſtecken ſie die Köpfe hinter

ter die Damen, und lachen, daß ihnen der Bauch weh thut. Während der Pause laufen sie von Dame zu Dame, sagen jeder ein paar Wörtchen Unsinn, damit man sage: Sie sind ja auch da, und sehe wie wohlgewählt das Herrchen sich gekleidet habe.

Arten der Mode.

Junge Herren aus Familien kleiden sich nicht so ungenirt als andre. Sie tragen Schnallen in Schuhen, wo andre Bänder tragen. Sie sind mit Haarlocken frisirt, wo jene gar keine Locken tragen. Studierende außer Zusammenhang mit Familien, und geneigt die Augen der Mädchen auf sich zu ziehn, sind die andern die sich ungenirt und doch nach einer Mode tragen wollen. Sie sind's, die Bänder in Schuhen und Hosen tragen. An dem Stiefel läßt man auf jeder Seite einen großen ledernen Riemen herunter hängen, den man eigentlich nur zum Behuf des Anziehens braucht, und sonst in dem Stiefel verbarg. Jetzt ist er sehr lang geworden und

schleu-

ſchleudert um die Füße her. An den Stiefeln ſind ſonſt noch Sporn, wie ſie in den alten Ritterzeiten im Brauch waren, die trägt man nicht um des Reitens, ſondern um des Geklirrs willen, das der Stahl auf den Steinen verurſacht. Die Halliſchen Studenten werden den Vorzug, auf den ſie ſich ſonſt brüſteten, und der in dem Getös auf dem Pflaſter beſtand, bald verlieren, oder haben ihn ſchon verlohren. Der Geſchmack erſtreckt ſich bis auf Goldbeſetzte Kleider. So wie die jetzige Erfindung iſt, kann ſie nicht wohlfeiler gedacht werden. Drei mit Goldband beſetzte Knopflöcher zieren die Bruſt des jungen Herrn, und der breite Kragen des Rocks iſt an jedem Ende mit nicht weniger als zwei ſolchen Stückchen Goldband beſetzt. Leute von Familie und welche reellern Stand lieben, ſchlieſſen ſich aus von dieſer Mode. Dieſe hüllen ſich in das Bewuſtſeyn ein Kleid zu tragen, von dem die Knöpfe mehr koſten als das Tuch ſelbſt.

Manche laſſen zwei Uhrbände zur Taſche herausſchimmern, und wie all und überall der Unſinn und Narrheit ſeine Verehrer findet, alſo auch

auch hier das Verdienſt manches Dummkopfs, ein Modekleid zu tragen, und geſchätzt ſeyn zu wollen, ohne zu wiſſen, daß er um die Krone der Narrheit ringt, und daß wir ihm die Ehre einräumen den erſten Platz unter den Narren unſeres Zeitalters zu beſitzen.

Eigne Mode.

Man ſchätzt den Mann nach ſeinem Kleide. Ein Beitrag zu den Sitten cultivirter Städte. O Thorheit, warum bemächtigeſt du dich nicht aller unſerer Köpfe, warum ſind wir zu andrer Meinung, als die deinige iſt, verdammt!

Sprache.

Der Pöbel hat ſeine eigne Sprache, und die Vornehmen auch. Diß läßt ſich ohne Schwierigkeit glauben. Die erſtern ſagen ihre Worte nicht in franzöſiſcher Mundart, ihre Mäuler ſind nicht rund, ſie ſchränken ſich nicht auf ein verhunztes Kunſtwort ein, das Mode iſt, ſie

ſpre-

sprechen mehr mit Lunge. Die letztern unterscheiden sich also, daß sie nicht gewisse Redensarten, die zu nahe an das Komische gränzen, auf immer recipiren, diß thut das gemeine Volk. Sagt eins: Es wird bald regnen, so antwortet das andere: Närrisch genug, und sieht dabei den Himmel mit einer fragenden und drohenden Mine an. Ich bin dir von Herzen gut. Antw. Mich emal. Was hältst du von diesem Menschen? Antw. Er ist ansehnlich dumm. Der Mann ist reich! A. Dicke. Mehrerer solcher festgesetzten Antworten nicht zu gedenken. Die Vornehmen führen immer diese Worte im Munde: bornirt, Nüancen, engagirt, Coeffüren, Monde ꝛc. Bei einer öffentlichen Gelegenheit hab ich unter allen nur eine Dame gut deutsch sprechen hören. Sie erzählte ohne französische Würze, im natürlichen Ton, mit Leichtigkeit und mit Witz: daß sie seit einem Vierteljahr, täglich ihrem Mann etwas von der Geschichte eines übellaunischen Spleen-affektirenden Mannes erzählt, und daß sie gestern ihre Geschichte geendigt, und mit diesen Worten geendigt habe: Der Mann bist du!

Uebri-

Uebrigens weiß man, daß alle Leipziger in ihrer eignen Mundart ſtatt Gehen — Kehen, Geben — Keben, Gewiß — Kewiß ſagen, und daß es ein Ort iſt, wo man die deutſche Sprache noch am wenigſten verhunzt, und, wie es heißt, hoch ſpricht.

Auch macht es eben nicht viel Ehre, wenn man um des Franzöſiſchen willen, ſo ſehr es auch zu den heutigen Sitten gehören mag, ſeine Mutterſprache nicht rein und fertig ſprechen lernt. Und wie geſagt, diß war, die Männer nicht ausgenommen, die einzige Dame, die ich gut deutſch habe ſprechen hören.

Fernere Arten von Stutzern.

Dahin gehören Barbier- und Schneidergeſellen, und ſonſt noch Leute, die um ein klein Trinkgeld, das man ihnen in den Stunden ihres dürftigen Anſehens giebt, einen Bückling machen, und wenn ſie irgend einmal zu einem neuen Kleide kommen, auf den breiten Steinen der Straße gehen, ſo, daß man ſie oft verkennt und

für

für höhern Standes hält, welches denn ihr gröſter Wunsch seyn mag. Jedermann hat hier das Recht sich zu kleiden wie er wolle, und folglich auch das Recht darauf groß zu thun.

Portechaisen.

Man sollte glauben, sie würden nur bei übler Witterung, Zufällen der Krankheit, oder unreinlicher Straßen wegen gebraucht. Nein, dies ist nicht ihr Endzweck. Man braucht sie da, wenn man sich zu einer Feyerlichkeit will bringen lassen. Wenn eine Bürgersfrau ein Kind taufen läßt, so trägt man die Gevattern in Portechaisen in die Kirche. Da kommen sechs Portechaisen hintereinander, und die darinnen sitzenden haben Fenster und Vorhänge aufgemacht, um der Welt zu zeigen, daß sie allerweile getragen werden. Solche Ehre schätzt man über die Maaßen; es behagt auch den geringen Leuten sehr wohl, wenn die Träger rufen: Vorgesehn, und wenn da jedermann, wes Standes und Würde er sei, ausweicht. Sie sehn sich, in ihrem gröſten

Staats-

Staatskleide, nach Nachbarn, Freunden und Bekannten zum Fenster heraus um, und nicken ihnen sehr freundschaftlich einen Gruß zu. Vor der Thüre, wo sie aussteigen, verweilen sie einige Augenblicke, damit sie der Neugier der Leute und ihrer eignen Eitelkeit Gnüge thun. Bei dem schönsten Wetter, und wiewohl da die Straßen niemals unreinlich sind, läßt man sich in die Oper tragen. Warum? — Ein Fremder muß glauben, das Podagra sei hier zu Hause.

Politische Tischgesellschaft.

Wer keine eigne Küche hat, speist im Traiteur-Hause, in Gasthöfen, im Weinkeller. Der Wirth hätte selten nöthig die politischen Zeitungen für seine Gäste zu kaufen, denn es bringt schon jeder das Gewäsch mit hin, womit er der Gesellschaft aufwarten will. Man beleuchtet hier bei einem gebratnen Huhn die ganze Verfassung Frankreichs und Englandes, Rußland und die hohe Pforte samt den deutschen Kaisern werden bey einem Schüsselchen Sallat gar genau

in Erwägung gezogen. Aus diesem Munde hört man die Crimm, Constantinopel und Cherson, aus jenem Tabago, Gibraltar, Neuyork, Holland. Alles, was man spricht, verräth meist nur ein bischen Geographie, Zeitungs-Lektüre, und Lust seine Wissenschaft an Mann zu bringen. Man hört die ungereimtesten Urtheile; sie schenken dem Churfürsten von Sachsen eben so leicht die freye Beschiffung des schwarzen Meeres, als sie ein Glas Wein ausleeren. Ohne den Ort der Schlacht bestimmt zu haben, streitet man sich, wo diese Partei — denn diese verliert ohne Zweifel — sich hinflüchten werde, und wie sehr sie von einer Partei in die Enge werde getrieben werden. Das Jahr, in welchem Rußland sich auf den höchsten aller möglichen Gipfel der Vollkommenheit wird geschwungen haben, und schon wieder im Begriff ist, wie Rom, durch seine Größe zu fallen, ist schier nach funfzig Jahren, folglich 1833 ff.

Auch fügt sich's bisweilen, und das pflegt immer des Abends nach der Opera zu geschehen, daß man von dem aufgeführten Stück spricht.

Man

Man lobt es nur um einer Aktrize willen, die heute oder gestern ihren Busen eine freye Rolle spielen ließ, man bewundert die kleinen Schwänke, man versichert morgen sehr heftig zu applaudiren oder zu lachen, und es sei unter welcher Rubrik es wolle, so spricht und hört man schaales Gewäsch.

Maximen.

Sind viel Leute in dem Gasthause, so nimmt sich der Wirth weiter nicht die Mühe einen Einzelnen seiner Gäste anzusehn, oder mit ihm zu sprechen, und ihm höflich zu begegnen, da doch sonst mancher Wirth, der sein Metier aus dem Grunde verstehen will, bescheiden um die Gäste herum kriecht, gern und höflich spricht, und dabei nicht mehr antwortet, als man ihn fragt. Hat der Wirth wenig Gäste, so giebt er zwar so gleich die verlangte Portion, aber er setzt noch hinzu: Verlangen sie rothen oder blanken Wein? und um der Gesellschaft willen ist

man faſt genöthiget das Anerbieten des Wirthes nicht auszuſchlagen.

Der Wirth iſt gegen einen Fremden ſo gütig, daß er ihm die Merkwürdigkeiten der Stadt zeigt, wohl verſtanden, er wird dafür bezahlt, oder macht ſich dadurch bezahlt, daß er mit dem Fremden die Weinkeller durchkriecht und gaſtfrei ausgeht.

Ein guter Mann, dem der Wirth keine Streitſucht zutraut, muß weit mehr Zeche bezahlen, als einer deſſen Geſichte der Wirth nicht traut, und doch werden ſie beide betrogen. Hat euch der Wein ſchon einen kleinen Rauſch gemacht, und ihr verlangt noch eine halbe Boutteille, ſo giebt man euch eine ganze, und in der Rechnung am Ende noch eine ganze wider euer Wiſſen und Willen, denn ihr müßt auch bezahlen, was ihr nicht getrunken habt. Zu einem alten berauſchten Mann, der keine ganze, nur eine halbe Bouteille annehmen will, ſpricht der Wirth: Sie trinken ſie doch, denn nun wird jedes Mädchen nach ihren rothen Backen lüſtern, und würklich ich möchte ihnen auch jetzt keine anvertrauen.

Der

Der alte Geck, dem man ſo ſchmeichelt, greift lachend nach ſeinem Glaſe, und leert es mit dem frohen Bewuſtſeyn aus — ein Mädchen erobern zu können.

Je wohlfeiler ein Wirth die Preiſe ſeiner Koſt anſchlägt, um deſto mehr betrügt er in der ganzen Zeche, wenn er Gelegenheit hat, euch einige Tage zu bewirthen, und die Summe auf einmal zu erhalten. Am beſten iſt es, man bezahlt in dem Augenblicke, wo man eine Sache empfängt.

Oekonomie.

Oekonomiſch heißt die Frau eines Schneiders oder Peruquenmachers, die ſich ſo wegwirft, und (thät ſie es gleich im Spitzenkleide) auf den Markt ſelbſt geht und Nahrungsmittel einkauft. Oekonomiſch heißt dieſe Art Leute, wenn ſie nicht oft eine Kutſche miethen, und eine Partie de plaiſir nach einem Dorfe oder nahen Stadt machen; ökonomiſch, wenn ſie keine Etage vorn heraus zu hundert Thalern miethen; ökonomiſch,

wenn ſie wöchentlich nur ein- oder zweymal, nicht viermal oder täglich die Schenken beſuchen; ökonomiſch, wenn ſie ſich nicht in Seide und ihre Weiber nach jeder neuen Mode kleiden. Oekonomiſch der Kaufmann, der keine unnütze Anzahl Diener hält, ſeine Geſchäfte ſelbſt betreiben hilft, und täglich keine volle Geldbörſe verſchwendet. "Der Mann ſchränkt ſich auf eine lächerliche Art ein„ heißt es. Bisweilen ſchimpft man einen Mann ökonomiſch, der es nicht verdient. Man weiß nicht, daß er ſich eine Maitreſſe hält, und man vermuthet es nicht, weil er eine liebenswürdige Frau und viele Kinder hat.

Borgen.

Man iſt endlich durch Leichtſinn, und durch die Ehre die man in der Verſchwendung ſucht, dahin gekommen, daß man ſeine Zuflucht zum Borgen nimmt. Man überſpringt mit weniger Bemühung die Gränzen, welche Ueberlegung und guter Name ſetzt; unſre jungen Herrn machen ſich ſogar, wie die zu Paris, ein Vergnü-

gen

gen daraus, bei dem gutwilligen Handwerker zu borgen, und ihn zu betrügen. Das Kleid, die Uhr, Schnallen und Ringe ſind nicht ſelten das Eigenthum eines andern. Es kommen nicht ihre Renten dem unerſchöpflichen Reichthum der Modeerfindungen bei, aber wol ihr Leichtſinn. Um dieſe Erfahrung zu machen, wendet euch an einen Handwerker, der mit dergleichen Leuten in Verbindung ſteht. Der Schneider erzählt euch, daß er von dieſem Großen am Hofe — denn unſre Schneider arbeiten bis an Hof — noch ſo viel hundert Thaler zu fordern habe, und mit aller Mühe ſie nicht erlangen könne. Er habe durch manche Hand ſchon Briefe an ihn beſtellt, aber die Furcht, dieſen Hofmann zu beleidigen, habe die Briefe unbeſtellt gelaſſen. Er habe von den Officieren vieler Regimenter Geld zu fordern, er habe den Advokaten viele Rechnungen von böſen Schuldnern übergeben, und ihm für gute Hoffnung ein Kleid machen müſſen, aber er ſehe von den vielen Rechnungen eben ſo wenig eingebrachtes Geld, als wohl nun deutlich ſey, daß er dem Advokaten das Kleid werde umſonſt ge-

macht haben müssen. Er habe dieser gerichtlichen Person vor zehn Jahren ein Kleid gemacht, und da sie seit zwei Jahren ein Amt erhalten hätte, Bezahlung von ihr gehofft, aber jetzt erfahren, daß sie nur die halbe Summe, und diese, so klein sie ist, erst binnen vier Jahren, außerdem gar nicht bezahlen wolle. Er erzählt euch, daß er die verbrauchten Waaren selbst, seiner Schuldner wegen, dem Kaufmann noch nicht habe bezahlen können, daß dieser von nun an ihm Interessen aufgelegt, und den Termin festgesetzet hätte, wo er ganz wolle bezahlet seyn, in welchem Termin er nun, wo er nicht bezahlen könne, sich müsse gefallen lassen, in das Gefängnis gesetzt zu werden, und daß seine Schuldner den Kunstgriff brauchten, von einem Schneider zum andern zu laufen, und wenn sie einmal baar Geld hätten, gleichwol bei ihm nichts arbeiten ließen, oder auch andrer Orte auf eben die Art borgten. Am Ende, wenn ja einmal einer bezahlte, würde mehr abgezogen, als sie, nach Interessen zu rechnen, mehr erhalten sollten. Er hätte eine Taxe, über welche er niemanden borgen sollte;

aber

aber die Reichen verlangten, daß er ſich an dieſe geſetzmäßige Taxe nicht kehren ſolle, wenn es ihm anders um's Geldverdienen zu thun wäre, er müſſe Geſellen Lohn und Koſt geben, und wie hoch ſich ſonſt nicht Hauszins, Rathsabgaben ꝛc. beliefen. Diß gilt von allen Handwerkern, und ich bin von da, wenn ich einen jungen Stutzer ſehe, immer noch im Zweifel, wie's um die Bezahlung ſeines Kleides ſtehe, und wundre mich wie es die Herren nicht einſehen, daß eben der Schneider ihre Namen allen, mit denen er über ſein Handwerk ſpricht, nennt, und dadurch in einem Tage mehr Ehre verlohren geht, als dis Kleid während ſeiner ganzen Exiſtenz einbringt. Wie's am Ende mit ihren Finanzen abläuft, ſteht zu errathen. Kurz, dieſe jungen Herren werden oft durch Grobheiten, die ihnen der Kreditor ſagt, in die Enge getrieben, und man findet ſie in Geſellſchaft, wo ſie figuriren, außerordentlich geſchmeidig, oder bisweilen auch blos um des ärgerlichen Beſuchs willen, den früh der Schneider abſtattete, Nachmittags bei übler Laune, doch heitert den einen ſein Freund, dem er ſein traurig

Schicksal erzählt, durch die lachende Miene wieder auf, mit welcher er sagt: En verité! dich vernünftigen Mann sollte man einen Narren schelten, ha ha hi das Kopfzerbrechen über einen groben Schneider — um fröhlich zu seyn, mache es wie ich, nimm dir für, ihn gar nicht zu bezahlen; das ist der beste Spas.

Demoiselle.

Sonst nennte man die Tochter eines Bürgers, Handwerkers, Jungfer. Es war würklich sehr angenehm, diese ehrenvolle Benennung sagen und sich geben lassen zu dürfen. Das Mädchen mit den rothen Backen, dem Geschenk der Keuschheit, in ihrer einfachen Kleidung, nahm sich dabei so sittsam und doch als käm ihr der Titel würklich zu. Jetzt wär man aller Verfolgung und allem Haß ausgesetzt, so bald man nur die Tochter eines Schneiders, Schlössers, Beckers, Perruquenmachers, Barbiers, Jungfer nennte. Das Wort stürb ihr auf der Zunge, und die Mutter, wenn sie es hört, sagt, das

ist

ist ein grober Flegel. So gleich wirds in der ganzen Familie bekannt, daß ihr ein Mensch von weniger Lebensart seyd, die Mademoiselle fängt an schnippisch zu thun, und setzt selbst alle Regeln der Lebensart aus den Augen. Wenn sie mit euch ja noch einmal sprechen sollte, dann erzählt sie euch von ihrer guten Freundin, der Demoiselle ..... schwatzt von lauter Demoiselle, daß ihr am Ende wohl seht, wo ihr euch vergangen habt. Erkundigt man sich, wer diese oder jene Mademoiselle ist, von der sie spricht — Ihr Papa ist ein Glaser — ein Schneider. Begegnet ihr auf der Straße, wenn sie mit ihrer guten Freundin geht, und nehmt für ihr den Hut ab, so dankt sie euch kaum, sie erzählt dieser Freundin, daß sie von euch letzt eine Menge Absurditäten habe verschlucken müssen, und daß ihr so dumm wärt, sie Jungfer zu heißen. Die ganze Zunft der Räther und Putzmacher Mädchen erfährts, damit ihr nicht von einer aus diesem Stande für etwas anders als einen Esel möget gehalten werden — o! das ist süße Rache! Aber wofür kleidete sich auch dies Mädchen wie ei-

ne

ne Dame von Stande und läs Romane und hätte die Ehre mit Grafens und Barons bey Nacht zu sprechen, und wär eine gebohrne Leipzigerin, und hätte die vielen Kentniſſe von Lebensart, und könnte im Durchschnitt wöchentlich auf ein Halbduzend Anbeter, die ihr die Honneurs machen, gewiß rechnen, wenn's solcher dummen Gimpels viele gäb, die sie Jungfer nennten? Der galante Ladendiener mit blauen Strümpfen versieht so etwas niemals, daher ist er unter der ganzen Zunft für einen hübschen Menschen ausgeschrien, und Mutter und Tochter lieben ihn außerordentlich. Sonst bin ich gar gern damit zufrieden, daß man den Titel Jungfer nicht soviel misbraucht, man erspart zugleich den Demoiſells die Anmerkungen, die sie dabei machen könnten, wenn sich ja bei dem außer Gebrauch gekommnen Worte noch etwas denken läßt; aber es ist doch gewiß was hübsches, Jungfer seyn, und Jungfer heißen.

Ehebruch.

Diese, Familien zerrüttende, Männer und Weiber beschimpfende Gewohnheit ist eine Folge un-

unſrer aufgeklärten Zeiten und des Luxus. Die Todesſtrafe, mit der man ihn ſonſt belegte, iſt aus guten Gründen der Politik aufgehoben; denn welch eine außerordentliche Menge Bürger würde der Staat verliehren! Die Gleichgültigkeit der Männer gegen die Ausſchweifungen der Weiber erfordert billig Nachſicht der Weiber gegen ihre Männer. Um glücklich zu leben, muß für jetzt ein Mann mit ſeiner Frau ſehr billige Bedingungen eingehen, und umgekehrt. Es iſt auch auf den Fuß gekommen. Die Frau eines eiferſüchtigen Mannes weiß heut zu Tage ſchon ihren Roman zu ſpielen. Der gute treuherzige Ehemann bleibt ſteif und feſt der Meinung, die Frau ſchmücke ſich täglich um ſeinetwillen. Er ſieht gern ihrer Eitelkeit nach, denn ſie belohnt ihn mit treuer zärtlicher Liebe. Nur eine häßliche Frau, und deren Tugend keine Verſuchung leidet, kann treu bleiben — höchſtens auch ein Mann, nicht nach den Regeln der Mode erzogen, oder in dem einige altväteriſche Grundſätze Wurzel eingeſchlagen haben. Der Gatte, der ſeiner Frau Vorwürfe über ihre Untreue ſagt, macht ſie

nicht

nicht schamroth. Sie nimmt einen edlen Stolz an, sie weint die Thräne der gekränkten Unschuld, sie hebt die Schmeicheleien und erzwungenen Zärtlichkeiten, mit der sie bisher ihren Mann überhäufte, auf einmal auf, sie schließt sich in ihr Cabinet, blickt mitleidig auf ihre Kinder, als wollte sie sagen, euer Vater ist ein Tyrann, sie scheint sich das Herz abzunagen, sie stellt Nachrichten von dem jetzigen Vorfall ihren Liebhabern aus, um sie behutsamer zu machen, ihr Auge bleibt feuchte, bis endlich der überführte Ehemann zu ihren Füßen um Vergebung des angethanen Unrechts bittet und Besserung verspricht. Auch unsre Stutzer haben lieber mit Weibern zu thun; es ist mit der Annehmlichkeit verknüpft, daß sie da ihre langweilige platonische Rolle, die sie bei manchen Mädchen spielen müssen, zu Hause lassen dürfen, und ein doppeltes Vergnügen genießen, erstens die Frau erobert, und zweitens den Mann betrogen zu haben. Die zur Verschwendung geneigte Frau eines armen Mannes wählt einen reichen alten oder jungen Nebenmann, und wollt ich die verschiedenen Verhältnisse

niſſe der Wahl dieſer Ausſchweifung erzählen, ſo würd ich zwar einige Bogen zur hiſtoire ſcandaleuſe der Stadt liefern, aber drum nicht weniger und nicht mehr ſagen, als in jeder Schenke erzählt wird; denn das Gerücht weiß hier von allem, es erzählt euch tagelang unausgeſetzt die Abentheuer zum Vergnügen und zur Unterhaltung, es weiſt mit Fingern auf die vorübergehenden Weiber, und ziſcht den Ehemann weidlich aus. Die geheimſten Geſchichten raunt man ſich bei dem Leben dieſer Perſonen ins Ohr, aber nach ihrem Tode ſagt man ſie laut, und würklich von dieſem Kapitel hört man in Leipzig am häufigſten ſprechen.

Von gewiſſen Frauen.

Ich würde mich nicht ſcheuen, das ganze Kapitel, das unter dieſer Rubrik im Tableau von Paris ſteht, hieher zu ſetzen, wenn ich nicht vermuthete, daß es ſchon durchgängig geleſen wäre. Gewiß, es paßt völlig her. Schamloſigkeit, Geilheit mancher Frauen, die alle Gränzen

zen des Anſtandes und alle Verhältniſſe überſpringt — wer wollte davon noch ein Wort ſchreiben!

Das ſchöne Geſchlecht.

Man ſollte es das grauſame Geſchlecht nennen, denn es iſt doch äuſerſt galant das ſchön zu heiſſen, was die Köpfe verdreht. In jeder andern Zeit, als in der unſrigen, möchte ich das, was die Ehre dieſes Geſchlechts ausmacht, ſuchen, wo die Mädchen nicht ſo bald, als ſich ihre Buſen hub, die Künſte der Buhlerei durchforſchten, wo ſie Männer nannten, was Bart, und was das Alter erreicht hatte, eine Frau mit ſeinem nervichten Arm zu decken, und ihr Söhne zu ſchenken, die die Frucht einer reifen und ungeſchwächten Verbindung waren. Welch ein kräftiges Zeitalter, wo Kinder von zehn Jahren ſchon Monologen von Liebe lallen! Söhne und Töchter, im Schooß der Weichlichkeit und des Müſſiggangs erzogen, womit können ſie anders als mit Gieren, Schmachten, Seufzen, Klagen ſich

die

die Zeit vertreiben? Was gäb ihrer Einbildungskraft die frühzeitige Erhitzung, was machte sie erfahren eine kleine Intrigue zu spielen, was machte sie zu kalten Müttern, als o! ihr schönen Liebehauchenden, hinschmelzenden, hirnlosen Romane? Von der Zeit an müssen die Jünglinge fromme weiche Siegwarts, Silberfelse, Herforts, Edelwalds seyn, und sinds auch. Laß einer sichs ja nicht einfallen etwas zur Ehre unsers Zeitalters mit Vergleichung unsrer Vorfahren sagen zu wollen, oder lache einer einmal nicht, wenn er die duftenden, zarten, in Wonne zerfließenden Herrchen, wie kleine beschämte Knaben, neben Frauen stehen sieht. Die Händchen in Handschuh versteckt, um sie für der Luft zu bewahren, kleine seidne Füßchen, mit entblößtem Haupte, den Leib in eine Schnürbrust gezwungen — das laß ich mir Männer seyn! und darneben stehn, so bald eine Alte das Wort führt, die Frauen steif, unbeweglich und sprachlos. Bei Leibe nicht aus Schamhaftigkeit, nein, sondern um den Vapeurs zu entgehen. Nach geendigtem Gespräch reichen sie alle die Hände zum küssen

hin, machen eine ernſthafte Verbeugung, der Stutzer hält jede Hand an ſein Maul, und ſieht man ſie nach der zweiten und dritten Verbeugung auseinander gehen, ſo glaubt man, ſie ſpotteten einander oder trieben eine Faſtnachtspoſſe. Wenn die Frauen noch immer Ehrfurcht bei dem Männergeſchlecht erhalten, und diß beweiſt der Hinkfuß, ſo iſts eine Sache, woran ſie nicht Schuld ſind.

Um in Geſellſchaft einiger Damen zu gehen, muß man ſich vorher mit einer großen Menge von Titeln neuer Romane bekannt machen. Man könnte glauben, ich ließ mich von der verleumderiſchen Mode verführen, die gern auf jeder Seite die Romanenlektüre beſchimpft, aber man muß kein ehrlicher Mann oder ein Dummkopf ſeyn, wenn man den Romanen, wie ſie gäng und gebe ſind, und wenn ſie keine andere Würkung hervorbringen, als die ſie leider ſchon hervorgebracht haben, das Wort ſpricht. Ich gebe zwar zu, daß man der Ausfälle auf ſie ſchon überdrüßig iſt, aber warum laſſen die Auctoren nicht einmal ihre Seuche an Nagel hängen,

gen, oder verſehn uns lieber mit Gil: Blas de Santillana? — Die Damen fangen leicht an von Lektüre zu reden, und fragen bald — Haben ſie Carl und Julie geleſen? und hier darf man nicht Nein ſagen.

Im Urtheil über ihre Schönheit fehlte man gewiß, wenn man die Extreme ſagte: Sie ſind ſchön, oder: ſie ſind häßlich. Auch da, wenn man wie ein junger umher flatternder Herr geneigt wär, alles erträglich und ſchon um der Auſſenſeite willen ſchön zu nennen, läßt ſichs noch denken, daß man bisweilen in geheim die galante Sitte verleugnete, und ſagte — Sie iſt häßlich. Nur hier und da ſtößt man auf Perſonen, denen das Gefühl ſeiner Huldigung nicht verſagen kann; aber wie ſelten das hie und da, wie ſelten die Huldigung!

Ihre Kleidung, ihr Putz fängt allmählig an zu den Vorfahren zurückzukehren. Es wär die größte Unbilligkeit diß zu verſchweigen. Man hat zwar immer noch nicht Urſache genug mit Coeffüren zufrieden zu ſeyn, aber die Macht der Gewohnheit hat es dahin gebracht, daß das Au-

ge, anſtatt das Unnatürliche zu entdecken, in ihnen alles was ſchön, alles was glückliche Erfindung der Kunſt, alles was Reitz-Erhöhung heißt, zu finden glaubt. Entweder einen nachläſſigen Flor über das Haar gebreitet, oder unter einem leichten Hütchen die wallenden Locken und das gewundene Haar verſteckt, wer ſäh das nicht lieber ſtatt eines Drathgerüſts, oder der Nachahmung von unermeßlichen Felſen, oder des Prahlens mit geborgtem Haar, oder die Verbreitung des verworrenen, geſalbten und gefärbten Haars über die Stirne bis an die Au[illegible] braunen? Gegenwärtig umwindet das Haar oder den Hut mit Moos aus den Blümchen hervorgeſproſſen.

Ich habe hier ein vornehmes Frauenzimmer geſehn, die ohne Reifrock noch Schuh ohne Hacken und ſo geräumig trug, daß ohne Zwang der Fuß darinnen Platz hatte.

Unſre Weiber verlieren ſehr bald ihre Schönheit; es wird nicht lange, ſo ſind jene naiven Züge und die Munterkeit aus ihren Augen verlohren. Sie werden zu früh mit Sachen, die entweder gar nicht für ſie, oder nicht für je-

des

des Alter paſſen, bekannt. Die Männer behaupten keine männliche Würde, und nun wird die Frau zum Manne. Was iſt ein Mann, der ſeine Jugendkraft im früheſten Alter verſchwendet hat, in den Augen einer Frau? Und was iſt eine Frau, die von dem überſpannten Romanen-Ton erſchlafft worden, deren Eitelkeit unbegränzt iſt, die ſo bald ihre Schönheit verliert, die nicht allein ihrem Manne zu gefallen ſucht, die, weil nun die mehreſten Roman-Uebungen ihre Endſchaft erreicht haben, die Ehe für ein Joch anſieht, die gleich nach der geſchloßnen Ehe in ihrem Manne die Rolle eines Romanenritters vermißt — was gilt ſolch eine Frau dem Manne?

Wenn ich Mädchen ſah, die ſchon in ihrem 16ten Jahre allen Ausſchweifungen der Wolluſt ſich überließen, und jene ſchreckhaften Krankheiten, die die Wolluſt zu ihren Folgen hat, an ſich erfuhren, warum ſollte ich dann nicht auch Weiber ſehen, für deren Umarmung ein Mann zurückſchrecken muß? Ihre Häßlichkeit, in jedem Betracht, vergiftet das Bündniß, ſie unterliegen der Schwäche des Körpers, ſie überſtehen

kaum die Geburt des zweiten Kindes, sie können ihre eignen Kinder nicht säugen, sie stehn mit dem dreissigsten Jahre am Rande des Grabes, und doch beflecken sie noch ihr Bette mit gemietheten Wollüstlingen. Ihre Töchter sehen die Gleichgültigkeit und den Abscheu, mit dem sie ihre Männer behandeln, errathen die Betrügereien und Kniffe, durch die sie ihnen untreu werden, gehen hin und thun desgleichen.

Gefängnisse.

Ich ließ mir einst die Gefängnisse, die im Tempel der Gerechtigkeit angebracht sind, zeigen. Sie nehmen auf dem Rathhause den zweiten Rang der Etage ein. Es war ein geräumiger und wegen der geringen Fenster-Anzahl etwas dunkler Saal, in den ich hinein trat. Auf jeder Seite dieses Saals waren in der Länge hinauf kleine Thüren, und vor jeder Thüre stand ein Schirm. Es waren die Oeffnungen der Gefängnisse, und die Schirme davor dienen, dem lutherischen Prediger, der Sonntags die Erbau-

bauungsſtunden hält, den ekelhaften Anblick der Gefangenen mit langen Bärten, oder das Auffallende von der Anweſenheit fremder Religionsverwandten, als Juden ꝛc. zu erſparen. In den Erbauungsſtunden werden die Schirme vor die Thüren geſetzt. Die Gefängniſſe ſelbſt waren, ſo viel ich aus der Dunkelheit, die darinnen herrſcht, ſehen konnte, nicht über fünf bis ſechs Ellen lang und etwa 2½ Elle breit. Sie hatten nur ein kleines mit eiſernen Gittern verwahrtes Fenſter, auf der Erde lagen Polſter, der Bequemlichkeit der Gefangenen, deren in einem jeden ſolchen Loche ſechſe liegen müſſen, gewidmet. So wie mir es ſcheint, müſſen ſie auf dieſen ledernen Küſſen ſitzend ſchlafen. Sie legen den Rücken an die Wand, und ſtrecken die Füße von dem Polſter in die 2½ Ellen geräumige Breite aus. Daß ſechs in einem ſolchen Loche ſtecken müſſen, da es doch keine Criminalgefängniſſe ſind, ſcheint mir übertrieben. Der Stockmeiſter aber verſichert mir, daß er wünſchte, die zwei Gefängniſſe, die um ein paar Ellen größer ſind, möchten eben dieſe Größe haben, weil viel Raum ſchon mehr-

mal ihnen Muth und Gelegenheit gegeben hätte, durchbrechen zu wollen. Zu der Zeit und dieſen Stunden, wie ich es ſah, waren nur wenige Gefangne da, und gerade Eßzeit. Sie waren alle aus ihren Löchern herausgekrochen und ſpatzierten auf dem Saal herum. Die meiſten, ſagte man mir, wären Diebſtahls wegen hier. Einige Weiber hatten die ſäugenden Kinder bei ſich.

Auf eben dieſem Saale iſt die ſo genannte armen Sünder Stube. Man bringt Verbrecher, die mit ihrem Leben büßen ſollen, vierzehn Tage vor ihrem Ende dahin. Sie iſt ſehr groß, hell, und reinlich, und hat die Ausſicht auf den Markt. Es ſind darinnen Zettel angeſchlagen, von den Verbrechern, die in dieſer Stube geſeſſen haben, und daraus ſieht man, daß ſeit an. 1736 bis zum Jahr 1776, 10 Perſonen ihr Leben in die Hand der Gerechtigkeit haben niederlegen müſſen. Die meiſten hingerichteten ſind Frauenzimmer, die ſich des Kindermordes ſchuldig gemacht haben. Bey aller Uebertriebenheit der Buhlerei noch in den jetzigen Zeiten ſind die Beiſpie-

ſpiele des Mutterwerden's und des Kindermords nicht häufig, und das letzte faſt gar nicht bekannt — ungerechnet, daß man Kinder mordet, ehe ſie noch in reifen Stunden ins Leben treten, und ſo weit ſehn die Geſetze nicht.

Genie und wolfeile Zeiten.

Den glänzenden Namen Genie erhält man bald und wolfeil. Eine kleine Portion deutſcher Lektüre, ein Wips ins Schauſpiel, hier Poſſen oder Deklamation weggehaſcht, aus jedem Studio ein paar Kunſtwörter, aus Dichtern und Reiſebeſchreibungen allezeit einen Perioden auswendig gelernt, die Mine eines Verehrers der Kunſt angenommen, ſo wie man ein Buch ſieht, oder nennen höret, es zu kennen ſcheinen, von groſſen Männern wie von Dummköpfen ſprechen, anmaßlich über alles was auf Erden iſt urtheilen, einen Roman über Genieſucht ſchreiben, die Bühne zu bereichern nicht vergeſſen, die Werke eines verſtorbnen großen Dichters ſammlen, und mit ſeinen eignen Gedichten durchwäſſert herausgeben, das

Publikum heimlich betrügen, Musenalmanache und Journale mit Beiträgen unterstützen, die Dame seiner Gedanken in ungereimten Versen oder Epigramms der Nachwelt bekannt machen, mit seichtem Raisonnement eine ganze Gesellschaft unterhalten, einen witzigen Einfall so lange brauchen, bis man einen andern gestohlen hat — das alles heißt hier zu Lande Genie haben, Genie seyn.

Welch ein herrliches Clima haben hier nicht die Romanenschreiber und extraordinairen Musen-Almanachs-Dichter gefunden? In Gesellschaft heißts: Sie haben dieses Schauspiel geschrieben? Der Autor antwortet alsbald: ich lege es zu ihren Füßen. Man sieht ihn zwei Minuten als ein blaues Meerwunder an. Wie schmeichelt ihn das! so innig er vorher Gott dankte, sein Schauspiel an Buchhändler verhandelt zu haben, (denn es hatte Noth, ehe diese Makulatur ihren Mann fand) so würdig denkt er sich von nun an, Autor, Genie zu heißen.

Das Publikum liest jetzt in jeder deutschen Stadt, und hier in dieser Autoren-Provinz,

am allermeiſten. Was nicht öffentlich gedruckt werden darf, wird heimlich gedruckt, folglich kann man von nun an einen ſtrengen Cenſor für zwar erlaubte, aber die Ehre unſers Zeitalters ſkandaliſirende Bücher ſetzen, der zugleich dem Publiko das Cenſiren lehrte, und der Gewinnſucht der Autoren und Verleger Schranken ſetzte.

Unter zehn jungen Herrn kann man ſicher acht für ſeinwollende Genies halten. Sie laſſen ein gut verdauendes Publikum nicht verhungern.

Schriftſteller.

Wenn ſich einmal ein Publikum den Magen an Romanen verdorben hat, und zwar an ſolchen Romanen, wie jeden Abend ein paar die Preſſe verlaſſen, ſo nimmt man es nicht übel, wenn es gegen Werke des guten Geſchmacks eine gewiſſe Kälte bezeigt. Es iſt, als wenn man eine unſrer Schönen in ausgeſuchter Tracht dem Lappländer zur Bewundrung preißgäb. Er wird bei des Mädchens ſchönem Wuchs, milchweißen Teint, und was ſonſt Schönheit des weiblichen

Ge-

Geſchlechts genennt zu werden verdient, einen unbeſchreiblichen Eckel fühlen. Mit herzlicher Inbrunſt wird er ſeine kleine ſtumpfnäſige, groß-köpfigte, disproportionirte, von dem Clima verunſtaltete Schöne umhalſen, und, wie unſre Dichter ſagen, neue Wonne athmen. Des Publikums Geſchmack iſt dem ähnlich, als wenn ſich unſrer Stutzer einer zur Dame ſeiner Gedanken einer ſolchen Lappländerin Figur wählte.

Eckel und Kälte begleiten den verdienſtvollen Schriftſteller und ſeine Werke. Er mag, will er ſein Verdienſt geſchätzt wiſſen, ſich in den Zirkel ſeiner denkenden Freunde hineinwerfen, und in dem warmen Schoos der Freundſchaft Erſatz für die Kälte ſeines Publikums oder ſeines Zeitalters finden. Es iſt nicht jenes warme Publikum, das im Aufrauſch der Bezauberung und des Entzückens der Herzogin in der Loge befiehlt Voltairen zu küſſen, das Shakespearn Ehrenſäulen ſetzt. Hab ich nicht geirrt, wenn ich ſonſt glaubte, man würde um die Ehre ſtreiten, Leſſingen, Göthen, und die vielen groſſen Männer, die dieſe Stadt beſucht haben, zu bewirthen,

oder wenigſtens ihren Schriftſtellern dieſe Ehre anthun. Ich fragte, ehe ich hieher kam, ob man nicht Reineken im Triumph zur Stadt einführte, und um ſeinetwillen öffentliche Gaſtmäler anſtellte. Das hieß eine Knaben-Frage gethan. Denn würklich man iſt aus Ehrerbietung für ihn ſogar befliſſen alle Fehler an ihm aufzuſuchen, und ſollten dieſe ſtupiden Köpfe ihre Zuflucht zu ſeinen Häuslichkeiten und ökonomiſchen Umſtänden nehmen. Sie ſind es faſt ſatt, ihm zu applaudiren, denn ſie wenden ſich gelegentlich ſchon an die Stümper von Schauſpielern, die man unterwegs auflieſet. Als Mann von Prozenten ſeyd ihr eine geſchätzte, aber als der beſte Schriftſteller und Künſtler eine ſo armſelige Figur, wie man ſie alle Tage ſieht.

Den Schauſpielern diene zur Regel und Richtſchnur, daß ſie den Damen3 einen reellen Gefallen erweiſen, wenn ſie das dramatiſirte Leiden des jungen Werthers aufführen, Hamlet, Lear, Julius von Tarent u. ſ. w. ſind Stücke die ennuyiren. Es giebt noch eine Art das Publikum zu unterhalten, und diß paßt vielleicht auf

ganz

ganz Europa, wodurch man zugleich einiges perſönliches Anſehen gewinnt. Setzt euch nieder ihr reichhaltigen Köpfe, entwerft charakteriſtiſche Züge von allen Geſchöpfen, die euch in die Augen fallen, mahlt, wenn auch ſuperficiell, doch mit dem Pinſel der Verleumdung, mit ſtarkem Colorit, tadelt, wenn's auch nicht zu tadeln iſt; ein gemeinnützigter Endzweck braucht ſo wenig aus der erſten als aus der letzten Seite hervorzuleuchten, zeichnet einen lächerlichen Dorf-Geiſtlichen, eine kleine Gelehrtenſtube, eine vor 50, 15, oder 1 Jahr gebräuchliche Mode, zeichnet ſelbſt alle lächerliche Seiten des Publikums, die leſende Dame oder ein andrer wendet es nie auf ſich an, es braucht auch kein Kopfzerbrechens, ſo hat man einen andern Mann gefunden, auf den es paßt, ſagt ihnen ausdrücklich und beweiſt's, daß ſie nicht nöthig hätten etwas kluges zu ſchätzen, weil's mit der Narrheit alleweile mehr zu thun gäb, hängt hinter eurem Werk ſo einen kleinen Roman zur Vollendung des groſſen Werks an, und bittet den Verleger, daß er einen theuren Preis dem Büchel beſtimme.

Dann

Dann kommt in Gesellschaft, zeigt durch eure freye zufriedne Mine, daß eines von den Gemählden auf irgend einen dieses Zirkels paßte, lobt die Privatnarrheiten, und ich wette, man erweiset euch viel Ehre.

Buchhändler.

An ihrer groſsen Anzahl sieht man sogleich, daß es den produzirenden Köpfen nicht an Fruchtbarkeit fehlt. Sie sind hier in ihrem eigentlichen Elemente, ihre Pressen sind beschäftigt, auf ganze Jahre der Zukunft mit Werken versehen, und sie versorgen Jahr aus Jahr ein nicht nur das hiesige Publikum, sondern ganz Sachsen und noch mehrere Länder mit den Schriften unsers Zeitalters. Die Meſskatalogen, immer viele Bogen stark, wimmeln von Romanen, wahren, vaterländischen Genies, empfindsamen Trauer-, Max- Wind, Kilian- Pips, Familiengeschichten, Trauer- und Lustspielen, Beiträgen zur nützlichen Lektüre, Fabeln, Weltgeschichte, Almanachs, Physiken, Lehrbüchern aller Wissenschaf-

ſchaften, kleiner Unterhaltung für Kinder, Ueberſetzungen, abgehandelten Gegenſtänden der Philoſophie, Finanzverwaltung, Pädagogik und der ſchönen Wiſſenſchaften, Gedichten, Sonaten und Liedern. Die Titel von brauchbaren Büchern würden kaum eine Seite Platz erfordern. Der ſchlechteſte Autor kann ſeine Schriftchen unterbringen, er ſchnappt nach dem bischen Honorarium, denn das iſt ſeine zeitliche und ewige Belohnung, und wie ſollten dann nicht Fremde und Ausländer über den Anwachs unſrer heutigen Litteratur-Werke erſtaunen? Es wird ja alles, was einer in einem hungrigen Tage herausſchwitzt, ohne Unterſchied gedruckt. Man wundert ſich wahrlich, wenn man die Romane und Gedichte in die Hand nimmt, wie je ein Autor ſolch Zeug ſchreiben, ein Buchverleger es drucken laſſen, und ein Publikum es leſen kann. Dabei ſchimpfen die Viertelsautoren auf jeder Seite auf Rezenſenten, ſchreiben, wenn ſie witzig ſcheinen wollen, wohl gar an ſie eine Vorrede, geberden ſich als träf ſie keiner ihrer Streiche, und wir wiſſen doch lange, daß einem der Hunger nicht vergeht,

wenn

wenn man ihn gleich in die Ohren zwickt, daß folglich die Autoren immer ſchreiben müſſen, ob ihnen gleich die vielen Wahrheiten geſagt werden. Sie prahlen mit dem Beifall des Publikums, ſagen, ſie hätten den Bitten ihrer Freunde nachgeben und das ungedruckte MS. dem Druck übergeben müſſen, und — verſprechen ein zweites Bändchen. Papiermacher, Drucker und Buchverleger fahren bei dem allen immer wohl. Aber ſo bald ſie uns mit dem reichlich verſorgen, was der menſchliche Geiſt Gutes hervorbringt, und nur etwas von ihren theuren Bücherpreiſen herunterlaſſen, dann haben wir nicht mehr über ſie zu klagen, wenn ſie auch zugleich das verlegen, was er ſchlechtes gebiert. Die Nachwelt behält ſich doch ihr eigen Urtheil vor, und wird ſich wundern, daß einmal eine Zeit war, da durch Geiſtesprodukte die Buchverleger ſo reiche Leute wurden.

Noch bleibt mir die Frage übrig, warum man ſo wenig typographiſche Schönheit in den Werken antrift? Das ſchlechte Papier und die unelegante Lektüre machen Druckern und Verlegern

keine Ehre, ſeit man Beweiſe von ſchönem Druck in Holland und Frankreich hat. Endlich iſt es auch ihre Maxime, dem Autor unter die Naſe zu ſagen, ſie verſprächen ſich von ſeinem Buche, ſei es auch von Wichtigkeit, keinen Abſatz, hiermit ſchnappen ſie nach wohlfeilen Einkauf.

Kunſtkenner.

Derer giebts eine erſtaunliche Menge. So bald nur in irgend einem Fach der Kunſt einmal ein neuer Ton angeſtimmt wird, klaft alles hinter drein. Man ſieht ſich einander ſteif in die Augen, wenn zu einer Zeit zehn Leute einerlei weggeſchnaptes ſagen, und kraft des edlen Stolzes entſchließt man ſich ein andermal etwas anders und dem jetzt geſagten widerſprechendes auszukramen und zu vertheidigen. Ein einziger Mann auf dem Parterre kann ſolchen Kunſtkennern auf acht Tage zu thun geben. Er darf nur etwas auffallendes von dem Schauſpiel laut ſagen, und die Zuhörer ſchleichen ſich ſanfte von ihm weg und ſagen das nemliche auf einem andern

Platz

Platz mit gleicher Kennermine. Sie lernen die Rolle ihres Götzen ganz auswendig und beten sie überall an den Fingern her. Gemeiniglich haben die Herrn, die etwas neues über Geschmack stante pede sagen wollen, und die sich einbilden den Gang der Leidenschaften im Schauspiel recht genau zu kennen, den Geschmack am ersten verlohren, sie urtheilen so einseitig, daß sie nur von dem letzten Akt auf das heutige und von dem heutigen wieder auf das morgende schließen. Gar drollig klingts, wenn von einem Stück gesprochen wird, und sie nennen gleich den Verfasser, sagen die und die Würkung thue es, entscheiden wie die Rollen besser besetzt seyn könnten, und welcher Gesang den Regeln der Kunst entspräche. Das sind denn nun freilich solche junge Herrchen, die das Bewußtseyn ihres Genies von der Mutter tradirt bekamen, und die meinen, es ließe sich jeder Haufe von ihrer Kenntniß so blenden, wie der Zirkel von Dummköpfen, der ihre tägliche Gesellschaft ist. Sind sie vollends am Hofe gewesen, so pochen sie auf ihr Urtheil, die ganze Familie wird, wenn sie anheim kommen, über

ihre Wiſſenſchaft Maul und Naſe aufſperren. Ich hörte einmal einen auf der öffentlichen Bibliothek bei einem Blatt voll Mönchsſchrift verſichern: er habe ſchon einmal in Caſſel welche geſehen, und fragte: obs griechiſche oder franzöſiſche Sprache eigentlich ſei. Wird er nach Hauſe kommen, und ſagen, er habe in Caſſel und in Leipzig Mönchsſchrift geſehen, dann weh der Mama, die nicht weiß, daß ſie lateiniſch war. Die Gemählde verſtehen ſie aus dem Grunde, erklärt ihnen nur erſt das Wörtchen Colorit, Nuance, Teint, Contour, Drapperie, Reflex, und nun geht alles untereinander. Ueberhaupt beſteht, wenns hoch kommt, ihre Gelahrtheit in Kunſtwörtern. Ohne zu wiſſen, was es iſt, ſagen ſie beſtändig — Carnation, Clair, Obſcur, Faſſade, Exergue, Parquetterie, Denouement, Diſpoſition, Baſement, Attitüde, Bas-Reliſ ꝛc.

Complimenten-Sprache.

Mit dem vollkommenſten Rechte ſcheint man die ſchaalen ſchmeichelhaften trivialen Redens-

densarten unter seine Lebensart zu zählen, die einem vernünftigen Manne billig Eckel verursachen, wo nicht gar beleidigen können. Man sollte noch heut zu Tage dem Zeitalter, das sie erfand, Dank sagen für das Mittel, eine Gesellschaft Menschen, die in Vertraulichkeit untereinander sprechen könnten, in einer immerwährenden Entfernung unter sich zu halten: es ist nichts weniger dadurch verlohren gegangen, als die Sprache des Herzens, und an die Stelle des naiven Scherzes sind die gesetzlichen Fragen und Antworten gekommen, die für jedes bessre ungezwungne Gespräch dem ganzen Zirkel das Maul stopfen. Weil es die Sprache der Höflichkeit seyn soll, so schränkt man sich nur auf das Wörtchen Ehre ein. Wo man sagen könnte, es macht mir viel Vergnügen, da heißts: es macht mir eine grosse Ehre; und wie beschämt wird man nicht, wenn so wohl durch die Ehre als durch das Vergnügen einem eine offenbare Lügen gesagt wird, denn nirgends ist ein Fünkchen von der Sprache des Herzens, und jedes Wort ist aus dem Catechismus des Ceremoniels. Die kleinen Kinder

richtet man von ihrer Geburt an zu dem Schnickſchnack ab, bis ſie Worte ohne Sinn mit Dreiſtigkeit ſagen lernen.

Antiquare.

Sie hoffen mit jedem neuen Morgen auf beſſre Zeiten, und ihr Bücherhandel iſt der armſeligſte, der ſich nur denken läßt. Sie ſind ſelten mehr als Mäkler für Schulknaben, denn ſie geben ſich nur mit Schulbüchern ab. Heut kaufen ſie den Curtius von einem Knaben, oder von einem Studenten das Compendium, worüber geleſen wird, um den vierten Theil des eigentlichen Preiſes, und morgen laſſen ſie ſichs wohl ſeyn, wenn ſie es um zweimal theurer wieder verkauft haben. Es iſt ein bewundernswürdiger Zufall, wenn man einmal aus einem andern Fache der Litteratur, als aus der Geſchichte, Diplomatik, Phyſik oder ſonſt einem Studio ein Buch bei ihnen antrift. Da kann man gewiß glauben, daß ſie es um ein Spottgeld und unter der Menge anderer Bücher vielleicht in einer Auktion wider

Wil-

Wiſſen und Willen erkauft haben. Ihre Unwiſſenheit in der Litteratur iſt eben ſo groß als ihr Abſcheu für Werken, die die Philoſophie zum Gegenſtande haben und aus den neueſten Zeiten herkommen. Man findet welche, die ſich ganz allein für den Landmann bequemen, und ihn — ſo ſehr liegt ihm die Aufklärung des wichtigen Theils der Menſchheit am Herzen — mit Geſang- und Gebetbüchern reichlich verſorgen. Sie behängen die Bücher mit ſelbſterfundenen Titeln, wovon ich ſelbſt überführt wurde, da ich die Geſchichte des Halliſchen Waiſenhauſes unter dem Titel: Schatzkäſtlein Jeſu, oder der einzige Weg zum Himmelreich für alle nach Gnade ſchmachtende Seelen, fand. Oder ſie ſchreiben auf die Bücher: Arndts wahres Chriſtenthum, Erklärung über den Jeſus Sirach ꝛc. Die Dürftigkeit, die vor und hinter ihnen herſchleicht, verführt ſie zu dergleichen Betrügereien, und was Wunder, wenns um einen Antiquar ein jämmerlich Ding iſt, wenn er vorher ein Markthelfer oder ſonſt ein Weſen war, dem die gelehrte Welt auch nicht im Traume erſcheinen ſollte. Ihre

Bibliotheken ſind meiſt auf den Straßen öffentlich ausgeſtellt, und Regen und Sonnenſchein und der ſcharfe Zahn der Zeit vermag nichts über ſie. Unter allen kenn ich nur einen, der weitläuftige Bücherkenntniß hat.

Gellerts Monument.

Gellert, der zur Bildung der deutſchen Sprache ſo viel (und mehr als zur Dichtkunſt ſelbſt) beitrug, der den guten Geſchmack von Herzen gern empor helfen wollte, iſt in ganz Deutſchland bekannt. Die Sachſen ſind ſtolz auf ihn, und den Leipzigern iſt er durch lange Saae gleichgültig geworden. Es iſt eine altmodiſche Dame, die jetzt noch Gellerts Fabeln in die Hand nimmt, und doch iſts eine merkenswerthe Sache, daß der Name Gellert hier keinen unbekannt iſt. Er zog ſich durch ſein Leben Verehrung zu. Er lebte als ein ſtrenger Philoſoph, und ſein Charakter liegt in ſeinen Schriften. Nach ſeinem Tode hat ihm ein Privatmann ein Monument in ſeinem Garten vor dem Grimmiſchen Thor-

re geſetzt. Man könnte ſagen, dies wäre eine Würkung des öffentlichen Geiſtes, wenn nicht ſchon bekannt wäre, daß eben dieſer Privatmann der Buchverleger ſei, der durch ſeine Schriften reich wurde.

Vor eben dieſem Thor in der Johanniskirche haben ihm ſeine Freunde auf Subſcription noch ein Monument geſetzt, das weit koſtbarer, und im vollen Sinne des Worts edle Handlung iſt. Auf Gellerts Grabe liegt ein viereckter nackter Stein blos mit ſeinem und ſeines Bruders Namen, die eine Gruft zugleich einſchließt, und mit der Zahl des Jahres, in welchem er ſtarb.

Peruquenmacher.

Dies iſt der allgemeine zunftmäßige Name, und kommt nur denen zu, die in der Kunſt die geſetzte Anzahl Lehrjahre ausgehalten haben. Die Anzahl der Herren iſt jetzt 104, der Geſellen gegen 60 und der Fuſcher (die ohne Herrn oder Geſellen zu ſeyn von Friſiren ſich nähren) 240. Die Herren hätten bey ihrem Verdienſt ſehr gu-

tes Auskommen, und könnten für das Alter manches zurücklegen, wenn ihre Neigung zum Verschwenden nicht so weit gienge, daß sie kaum ihre Haushaltung bestreiten können. Die Weiber kleiden sich wie Damen von Stande, und die Herren machen die gröſten Ansprüche auf den Galanten Herrn. Sie besuchen die Auberges auf den Dörfern und bei der Stadt am fleißigsten, sie saufen große Zechen, und darben lieber zu Hause, als daß sie an öffentlichen Orten keine Figur machen sollten. Die Weiber wissen selbst nicht gut Haus zu halten, und freuen sich in den Schenken, wenn sie in Anzug und der Verschwendung die Weiber andrer Professionen übertreffen. Mit den Professionisten, Schneidern, Schuhmachern ꝛc. lassen sie sich nicht gern in eine Classe setzen, denn sie halten ihr Metier für eine höhere Kunst, weil sie in der Welt Leuten von dem vornehmsten Stande aufwarten, und dadurch Ansprüche auf seine Lebensart selbst machen. Es giebt Herren, die sich zwei Gesellen halten, nur wenige halten sich drei, die meisten nur einen, viele gar keinen. Die Gesellen für sich verdienen

nen im Verborgnen ſo viel als ſie dem Herrn einbringen, ſie betrügen den Herrn, weil er ſie nicht genau beobachten kann, auf eine erſtaunende Art, und machen von dem untergeſchlagnen Gelde den Stutzer. Der Menſch, der euch früh im ſchmutzigen Puderkleide die Haare kräuſelte, begegnet euch gegen Abend im neueſten Modekleide, in Gold und in Silber. Er grüßt euch nicht, denn er macht eine größere Rolle als ihr ſelbſt. Er geht in den Aubergen mit einer langen Pfeife, breiten Bruſtſtreif, den Hut in die Augen gedrückt, ſtolz auf und ab, und ſieht alles über die Achſel an. Er ſiehts gern wenn ihr ihm ein Kleid ſchenkt, denn er wird damit euch und aller Welt zeigen, wieviel ihm die Natur Anlage zum großen Manne gegeben hat. Von dem Trinkgelde, das ihr ihm gabt, lebt er an eben dem Tage in eurer Geſellſchaft. So lange er euch friſirt, ſpricht er von ſeinen Reiſen, von ſeinem Aufwand, und ſiehts gern wenn man ihn für einen Weltmann und für ſchön hält. Je übler er früh riecht, je mehr duftet er Wohlgerüche nach Mittag. Er trägt den Hals und die Bruſt

bloß,

blos, daß ihr feine weiße blendende Haut fehl, und in geheim glaubt er ſteif und feſt alle Weiber und Mädchen zu feſſeln, und iſt würklich bei aller ſeiner Erfahrung und Stutzer-Anlage ein ſo unwiſſender Tropf, wie manche Stutzer, die keine Peruquenmachergeſellen ſind.

Man überlege, ob dies eine Handwerkszunft oder eine Kunſt begünſtigt heißt, wenn die Anzahl der Fuſcher ſo gros wächſt, daß ſie die Anzahl der ganzen Zunft überſteigt. Man kann ſagen, daß der Magiſtrat hier dieſe Schleicher ſchützt. Es iſt nicht erlaubt ſie Fuſcher zu nennen, ſie verlangen den Namen Friſeurs. Die Gerechtigkeit unter eine gewiſſe Zunft aufgenommen zu werden, ſeine Nahrung unter dem Schutze der Geſetze treiben zu dürfen, koſtet einem andern ein beträchtliches, und indem ſie ſie nicht erkaufen, genießen ſie dieſelbe umſonſt. Sie thun der Erfüllung der Geſetze und der Vortheile, die daraus entſpringen, Eintrag, ohne daß der Magiſtrat ſie ſtrafte — tacens conſentire videtur.

Die

Die Weiber der Fuscher ſind nicht ſelten Kupplerinnen. Es gab in der neuern Zeit ein Beiſpiel, daß ſich die Polizei einer derſelben bemächtigte, die zwei junge Mädchen ihrem Vortheil hatte aufopfern wollen. Die Mädchen hatten ſich geweigert; das liſtige Weib führte ihr Vorhaben durch einen Schlaftrunk aus, den ſie ihnen gab, und die Wollüſtlinge raubten während dieſer Würkung ihre Tugend. Solche Laſter, wobei man ſchaudert, bleiben oft unentdeckt und ungeſtraft. Um die Strenge der Gerechtigkeit in dieſem Falle zu erkennen, darf man wiſſen, daß dieſe Kupplerin auf zwei Jahr in das Zuchthaus kommen wird, nach welcher Zeit ſie bei dem Spinnrad neugeſammelte Projekte mit mehrerer Verſchmitztheit ausführen kann. Sonſt gab ein Fuſcher jährlich ein paar Thaler, für den Nahrungsſchein, den er dem Magiſtrat abkaufen muß. Es entſtand zwiſchen der rechtmäſſigen Zunft der Peruquenmacher und den Fuſchern ein Prozeß, durch welchen die erſtern die leztern ausrotten wollten, und welcher, ohne daß die leztern ausgerottet wurden, ſehr viel

Geld

Geld koſtete. Seit der Zeit koſtet dieſer Schein viele Thaler, und man ſieht nicht, daß ſich ihre Anzahl vermindere.

Opernhaus.

Sonſt mangelte es Leipzig an einem der Kunſt großer Männer und großer Stücke würdigen Schauſpielhauſe. Ein Mann, Namens Zehmiſch, entſchloß ſich, ſeine Güter zu Erbauung eines ſolchen Hauſes anzuwenden. Er ſcheuete keine Koſten, ſcheuete nicht die Armuth, in der er würde leben müſſen, wenn er ſein ganzes Vermögen dazu hingäbe, und that es. Auch koſtete es ihm würklich ſein ganzes Vermögen, und nun lebt er (denn würklich lebt er noch) in einer kleinen Wohnung neben dem Opernhauſe in Dürftigkeit, von den kleinen Renten, die er jährlich genießt. Ich ziehe folgendes zum Behuf meiner Leſer aus der Chronologie des D. Th. aus: Endlich erhielt auch Leipzig im Jahr 1766 ein Schauſpielhaus, das ſeiner würdig iſt. Herr Zehmiſch und einige andere patriotiſche Kaufleute dieſer

Stadt

Stadt unternahmen dieſes rühmliche Werk. Ein groſſer Architeckt, der Jngenieurobriſte Fäſch, erbaute es auf den Ruinen einer Baſtei nach dem Modelle des churfürſtl. Theaters zu Dreſden. Die Länge des Hauſes iſt etwa 108 Fuß und die ganze Breite 64 Fuß. Das Theater iſt ohne die vordere vorhergehende Rundung deſſelben an die 45 Fuß tief und 37 Fuß breit, die Höhe iſt 34 Fuß. Es ſind zwei Eingänge, einer für die Zuſchauer und einer für die Schauſpieler, der gleich auf das Theater führt; auch noch ein Ausgang in die daran ſtoßende Gärten, in welche man nur durch das Haus kommen kann. Das Amphitheater iſt länglicht, und das Parterre hat ein räumlich abgeſondertes Orcheſter, und da es für ſtehende Zuſchauer eingerichtet iſt, nur rund herum Eine Bank. Es liegt etwas tief, weil das Theater nicht ſehr erhaben iſt, geht aber ſchräg vom Theater an in die Höhe und kann überlegt werden. Der Eingang iſt dem Theater gerade gegen über, und geht einige Stufen herab. Es ſind drei Ränge Logen, davon einige ſehr geräumig, die kleinſten aber doch auf ſechs

Per-

Personen eingerichtet sind. Darüber ist die Gallerie, welche einen mehr als gewöhnlichen Abstand von der Decke des Hauses hat. Man kann allenthalben das Theater sehen, und auch in den entfernten Logen leidet das Gehör nicht. Die Auszierung des Gebäudes ist, wie es sich für eine Stadt schickt, in der alle Künste blühen. Der Platfond ist von Herrn Oeser — Allgemein bewundert ist der allegorische Vorhang, gleichfalls von Herrn Oeser, der zugleich mit seinem ältesten Sohn diese Bühne von Zeit zu Zeit mit vortreflichen Dekorationen verziert. Die Richtung des Hauses geschah den 18ten Julius, am 18ten Oktober 1766 ward es eröfnet.

Jetziger Einrichtung nach, ist des Sommers hier Opera, die unter der Direktion des in Leipzig wohnenden Herrn Bondini von Prag im Jahr 1782 und 83 hieher kam, und fast noch mehr Beifall als die deutsche Gesellschaft, die zur Zeit der Messen und des Sommers von Dreßden her kommt, erhielt. Bekanntermaaßen befindet sich unter den Dreßdner Hof-Schauspielern Herr Reinike. Er genießt hier ziemli-

che

Verehrung, ſo wie ſonſt ſtolze Leipziger Damen die Sängerinnen der Opera ihres Umgangs würdigten, und ihnen einen gewiſſen Vorzug auch auſſerhalb des Theaters einräumten. Man beſucht fleißig das deutſche ſowol als das italiäniſche Schauſpiel, da die letzten noch ſorgfältiger als die erſten die beſten Stücke auf die Bühne bringen. Und wenn man die italiäniſchen Schauſpieler mehr als die deutſchen ſchätzte, ſo war es keine Ungerechtigkeit. Der meiſterhafte Geſang derſelben, und die ſelten gut beſetzten Rollen deutſcher Schauſpieler brachten diß Urtheil hervor. Es iſt gewiß, daß zu der deutſchen Geſellſchaft Leute aufgenommen werden, die würklich in der Kunſt die geringſten Schüler ſind, die bisweilen noch keine andre als die Jahrmarktsbühnen betreten haben, und doch ſollen ſie in einer Stadt Beifall erhalten, die durch Länge der Zeit, durch gute Stücke, hauptſächlich aber durch Meiſter in der Schauſpielkunſt, als Reinike iſt, einen Begrif vom guten Schauſpiel haben muß. Sehr wenig ſpricht es von guter Einrichtung, wann neben einem Reiniken ein

Knabe auftritt, der weder Deklamation, noch Attitude, noch irgend ein Requiſit ſeiner Rolle hat, und doch eine wichtige Rolle ſpielen ſollte. Den kleinen, weniger kultivirten und von Fremden unbeſuchten Städten verzeiht man dergleichen wohl, aber eine Hof-Schauſpielergeſellſchaft ſollte mehr Auswahl brauchen. Die Anzahl der deutſchen Schauſpieler iſt zu großen Stücken nicht zu klein, aber wollte man ſie nach den guten und einträglichen berechnen, beſtänd ſie ohngefehr aus drei. Die Garderobe iſt zu jedem Stück gut gewählt, und guter Schauſpieler würdig. Die Schauſpieler ſelbſt ſtehen, auch die ſchlechten nicht ausgenommen, in guter Gage. Weil ſie aber nur die Meſſe durch ſpielen, ſo fehlt es ihnen nicht an Zuſchauern, denn ſchon die Fremden beſuchen das Schauſpiel, weil ſie in Leipzig die Kunſt in der gröſten Vollkommenheit vermuthen. Noch kommt dies hinzu, die Leipziger, um Geſchmack für Kunſt zu verrathen, applaudiren auf eine unbegreifliche Art, machen Schauſpieler, die es nicht verdienen, und die noch unter aller Critik ſtehen, ſtolz, daß

ſie

ſie die nemlichen Rollen mit der nemlichen Kunſt wiederholen und eckelhaft werden.

Es ſind bey dem Theater keine Wachen ausgeſtellt, die öffentliche Sicherheit iſt hier nie in Gefahr. Man würde dem Autor eines ſchlechten Stücks, wenn er ſich perſönlich ſehen ließe, wohl eher applaudiren, als ihn auspfeifen. Das Parterre iſt zu klein, um die Sicherheit ſtöhren zu können, aber doch bisweilen muthwillig genug, einige Minuten zu pochen, wenn eine Loge geöffnet wird und des Tages Licht hereinfällt. Wahr, der Contraſt des Tageslichts mit dem Schein der Lichter, die das dunkele Haus erhellen, macht einen auf das Auge widrigen Eindruck, nur ſcheint das Pochen muthwillige Unterhaltung, weil ſonſt alle Logen unbeſetzt bleiben müßten, wenn man die Augen des Parterres ſchonen wollte. So bald eine Loge geöffnet wird, fängt das Geräuſch an, und dauert ſo lange, bis ſie wieder verſchloſſen iſt. Daher iſt es, bis das Schauſpiel anfängt, die Unterhandlung des Parterres, und eben nicht die geſittetſte.

Advocaten.

Es giebt wenige, von denen man sagen kann: Sie fangen an allmählig etwas mehr Werth in Sachen, die zur Bildung des Zeitalters und der Menschen beytragen, als in ihren Schwalg von Gesetzen und Prozeßordnung zu setzen. Man findet alte Praktiker, die mit einer Pfeife Tobak sich vor einen Stos Akten hinsetzen und sich selbst bewundern. Seit ihr Name vor Gericht berühmt ist, haben sie ihre Seele mit keiner denkenden Beschäftigung überladen. Trotz vieler Bemühungen in den neuen Zeiten, den alten Stol der Canzley abzuschaffen, sind sie noch immer die hartnäckigsten in der Widersetzung. Um der Kunstgriffe willen beym Handwerk sieht immer ein alter einen jungen mit mitleidigen Augen an. Gewiß, sie sollen uns immer Verehrungswerth bleiben, wofern sie nur mit Menschenliebe die gerechte Sache eines Unglücklichen vertheidigen, und wofern sie nicht die Güter ihrer Clienten bis zum letzten Heller aussaugen, und wie es die Fälle bey uns häufig giebt, ihn an

den

den Bettelſtab bringen. Der gemeine Mann in dieſen Gegenden ſeufzt allemal, wenn er einen Advocaten in Goldbeſetztem Kleide ſieht, denn es iſt doch wahrlich nicht zu leugnen, daß unſre Juſtiz nicht auf dem beſten Fuß ſteht. Die langweiligen Verhandlungen in den Gerichten möchten immer noch hingehen, wenn ſie nicht einem Capital glichen, deſſen Intereſſen, je länger man es ungetilgt läßt, bisweilen höher wachſen, als das Capital ſelbſt. Unſre Advocaten ſehen, wenn ihre Praxis nicht von auſſerordentlichem Wucher iſt, ſehr gern, wenn ſie ein Aemtchen erlauren können, denn es gehören ſchon fette Clienten dazu, in einer groſſen Stadt ein angeſehner Mann zu bleiben. Ich rathe allen Leuten, der Dame Juſtiz nicht zu nahe zu treten, denn ſie fängt an eine alte Dame zu werden, und wie es mit den Alten zu gehen pflegt, ſie ſchieben alle Sachen auf die lange Bank, ſie ſcharren zuſammen, was ſie nur können, ſie entſcheiden nach alten Vorurtheilen, ſie haben ihre Maximen, und davon weichen ſie kein Haarbreit ab.

Matrosen.

Ich wohnte einmal einem Gottesdienste in der Nikolai Kirche bey. Der alte schläfrige Prediger hatte sich mit der größten Behaglichkeit, wie es hier eigentlich nicht Sitte ist, auf der Kanzel niedergesetzt. Diese Lage war ihm vermuthlich zum Ablesen der Predigt viel bequemer. Ohne die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf sich gezogen zu haben, las er in seiner Postille fort, und er würde sie die ganze Stunde nicht erweckt haben, wenn nicht folgendes Gelegenheit dazu gegeben hätte. Die Postille, aus welcher er las, schrieb sich von einem Hamburger Prediger her, der sie für seine Gemeinde eingerichtet hatte, daher kam es, daß er einmal in hellem Tone ausrief: — Und diese Strafgerichte Gottes kommen alle von den Sünden der verfluchten Matrosen her!

Sommerwohnungen.

Man kann bey jedem Schritt, bey jeder Handlung des Leipzigers denken: es ist Mode.

Er

Er unterſcheidet ſich in jeder Stadt, wo er hinkommt, durch ſeine Kleidung, man ſagt alsbald: er iſt ein Leipziger, und aus dem Lande, wo mit dem beſten Glück ein Narre zehn macht. Man findet in den Städten, wo man nicht alle Tage von einer neuen Mode hört, Bürger, die noch heut zu Tage mit Ehrerbietung das geerbte Kleid ihres Urgroßvaters an Sonn- und Feſttagen tragen, und ich leugne es nicht, mir kömmt allezeit der fröhliche Gedanke von geraden und einfachen Sitten ein, die man ſonſt unter dieſem Kleide hatte, und die man dadurch noch jetzt beibehalten zu wollen ſcheint. Man ſieht ſich da nicht um eines Modekleides willen über die Achſel an, man hält der Verſchwendung keine Lobrede, und man hält den für keinen würdigen Enkel, der dieſes Kleid zu tragen ſich ſchämen würde. Haben die erſten erfinderiſchen Köpfe der Moden wohl geglaubt, daß ſie die geſellſchaftliche Zuneigung und Vertraulichkeit der Menſchen untereinander aufheben würden, oder konnten ſie nicht glauben, daß ſie die verborgenen Funken der menſchlichen Eitelkeit anzünden, und daß dieſer Funke

alles was gerader biedrer Sinn hieß, nach und nach aufzehren würde! Daß es möglich war, hat uns die Erfahrung gelehrt. Denn von nun an präsentirt jeder Mann seine Mode, und gleich wie eine neuere Mode auf die ältere mit Verachtung sieht, also auch die Menschen mit der größten Pünktlichkeit.

Daß man hier nicht just um die Natur zu genießen, des Sommers in Gärten zieht, vermuthet man gleich, so bald man nur die lieben Einwohner ein bißchen kennt. Sie haben ja die einfache Natur in allem aus dem Gesichtspunkte verlohren, wie kam ihr der altmodische Gedanke zu Sinn, sie in ländlicher Stille zu genießen? Man geht um der Veränderung willen in seinen Garten, um ja des Tages ein paarmal sagen zu können: ich wohne in meinem Garten; um zu zeigen, daß man einen Garten habe, denn man braucht auch nur den Garten zum nächtlichen Schlaf. Des Tags durchzieht man die Stadt, die Promenade, die Assemblees, und wie weiß ich was sonst noch? Wollte ich mich übrigens noch an die Natur wenden, so würd ich keinen die-

dieſer Gärten wählen. Sie haben weder den mannigfaltigen Anblick eines engliſchen, noch die Pracht der Kunſt eines franzöſiſchen. Und was das wichtigſte, die Herren und Damens, die ſie bewohnen, ſind von zarten Beſtandtheilen, ganz Zöglinge der Weichlichkeit, daß ſie das Landleben nicht als Landleben genießen, und ſich ländlichen Beſchäftigungen unterziehen. Man würde einer Dame, die aus ihrer Sommerwohnung von der Sonne verbrannt zurück käme, oder welche ſagte, daß ſie an dieſer und jener ländlichen Arbeit ſich vergnügt hat, ins Geſicht lachen. Folglich gehört die Beziehung der Gartenhäuſer ganz allein unter die Mode, und unter die Launen eines verdorbnen Geiſtes.

Selbſtmord.

Vor einigen Jahren, als Werthers Leiden herauskamen, war nichts gewiſſer, als daß ſich jährlich eine groſſe Menge junger Leute in jeder Stadt erſchieſſen würden. Die ſchriftſtelleriſchen Philoſophen nahmen ſich der Sache aufs

eifrigſte an, ſie fühlten in ſich Beruf, dem Unweſen zu ſteuren, und ich glaube, es iſt ihnen gelungen, denn man hat ſich in ſeiner Erwartung ſo ſehr betrogen, daß ſich nach Werthern bis auf dieſe Stunde kein einziger um ſeine Lotte erſchoſſen hat.

Die Tedrückung des gemeinen Mannes und ſeine Armuth iſt ſo gros nicht, daß er dadurch bis an die Gränzen der Verzweiflung gebracht würde. Der bankrutirte Kaufmann iſt nicht einer fürchterlichen Strenge ausgeſetzt, und ſo zählen wir kaum 2 — 3 in einem Jahre, die ihr eignes Daſeyn vernichteten.

Wir haben ſolche Beiſpiele. Eine junge Wittwe, eine Mutter von einigen Töchtern, lebte in ihrem Wittwenſtande im Umgang mit einem Manne. Ihr unglückliches Schickſal vereinigte ſie ſo, daß ſie bald von neuem Mutter des Kindes, das ſie ahndete, würde geworden ſeyn. Bey dieſen Gedanken fürchtete ſie eben ſo ſtark die Strenge der Gerechtigkeit, als die Beſchimpfung ihrer Ehre. Ihre ſtolze empfindſame Seele wollte ſich keiner dieſer beiden Folgen ausſetzen. Ihre nagende Wuth, ihre geheime Troſtloſigkeit,

die

die ſchwarze Stunde der Verzweiflung, brütete das Mittel zu Durchbrechung der Schranken der Feigheit und der Beſchimpfung, zu ſchneller Befreyung von dem unüberſehbaren Elend — ſie nahm Gift. Die erſte Doſis, die ſie gegen Abend verſchluckte, that keine andere Wirkung, als daß ſie die ganze Nacht unausſprechliche Schmerzen in Gedärmen empfand, und überwand ſie kaum mit äußerſter Anſtrengung. Mit größrer Wuth, als ſie das erſte Gift genommen hatte, nahm ſie am Morgen, troz dem Bitten und Flehn ihrer Kinder, troz den Thränen, die ſie mit ihnen vergoſſen hatte, troz der fürchterlichen Kluft, die ſich nach einem ſolchen mislungenen Verſuch zwiſchen Leben und Tod öffnet, das zweyte, und ſtarb, wie ihren Kindern in der lezten Umarmung das blutende Herz brach.

Almoſen.

Man ſagt, es gäbe hier ein paar Männer, die heimlich den Dürftigen Wohlthaten austheilten, und wo es gegründet iſt, ſo wünſchte ich,

es sei bekannter, weil es doch gewiß für den großen Haufen der Geitzigen sehr beschämend seyn müßte. Bei den häufigen Unglücksfällen, die in Sachsen das Feuer zeither verursacht hat, las man in den öffentlichen Blättern, daß Leipzig es nicht an Beiträgen zu Unterstützung des Hülflosen hat fehlen lassen, und so wär es ungerecht alle Einwohner der beschimpfenden Unempfindlichkeit anklagen zu wollen. Ob man bisweilen, ohne sich zu schaden, nicht noch freigebiger seyn könnte — ?

Lotterie.

Diese ist zur ansteckenden Krankheit der Stadt geworden. Ueberall hängen Zettel an den Läden: Braunschweiger, Hannöverische ꝛc. Lotterieloose, und durch die paar hundert Thaler, die einmal gewonnen werden, lassen sich manche gewinnen, ihr bißchen Geld hinzutragen. Es ist schon über Lottosucht manche Abhandlung geschrieben worden — ich erinnere mich in Schauspielen sie lächerlich gemacht gefunden zu haben, aber

aber wie's mit ſolchen Sachen geht — ſie würken nicht, bis ein ganz beſonderes Muß hinzu kommt, und niemand gehorcht eher, bis er ſo gar die Freyheit zu gehorchen verlohren hat. Es ſteht auf den Looſen — privilegirte — ſo werden wohl auch die Abhandlungen über Lottoſucht weiter nichts frommen.

Leipzig verſorgt und verſendet an viele kleine Städte, die vom Lotto außerdem nichts würden gewuſt haben, eine entſetzliche Menge Looſe, es iſt ein großer Handlungszweig geworden, und doch nur hier ein klein Capitel.

Apotheken.

Wahrhaftig ein trauriger Anblick, wenn man ſie von Kranken vollgepfropft ſieht, die mit dem bißchen Medizin Geſundheit und glückliches Leben kaufen wollen. Die Doktoren ſind hier gewohnt, die Medizinverordnungen und Rezepte durch die Kranken ſelbſt beſorgen zu laſſen; es iſt mancher Ort ſo, daß der Doktor auch die Medizin ſelbſt beſorgt, und ſich ſie von ſeinen

Pa-

Patienten auf die Rechnung doppelt bezahlen läßt, hier aber, wenigſtens unter den billigen Doktoren und armen Patienten nicht. Ich ſah in dieſen Apotheken einen Haufen junger Leute, die mit niedergeſchlagnem Haupt das Rezept hinreichten, und nur wünſchten, man möchte ſie nicht der Wahrheit beſchuldigen. Ihre bleichen verfallnen Geſichter preſſen einen Seufzer und die innigſten Wünſche aus, daß die Jugend nicht ſo früh, ſo ausſchweifend mit der Wolluſt, oder die Wolluſt mit keinen ſchädlichen Folgen verknüpft ſeyn möchte. Und weh dann der Frau, die einem rüſtigen unentnervten Mann ſich in die Arme zu werfen glaubt! weh der armen betrogenen! Der ſchwindſüchtige Gatte gleicht in ſeinem 30ſten Jahre ſchon dem Greiſe von 90, und ſeine Kinder ähnlen den eckelhaften Auswürfen der Natur! Das Gift aus den Gebeinen des Vaters iſt mit in die ihrigen übergegangen, der krümmende winſelnde Wurm ſchleppt ſein Leben nicht ein Jahr hinaus. Immer hängt der Tod an ſeinen Lippen, und du unglückliche Mutter beweinſt das Schickſal deiner ſterbenden Kinder,

und

und nicht dein eignes, doch, mit wie viel Thränen haſt du den ſüßen Traum von glücklichem Leben fahren laſſen, du kannſt keine für den frühzeitigen Tod deines Mannes mehr übrig haben.

Degen.

Unſere Stutzer haben jetzt in Brauch, bei jeder Gelegenheit das Mordgewehr an die Seite zu hängen. Mir däucht es, ſie wollen ſich da als Männer fühlen und fühlen laſſen, denn wahrhaftig! zur Vertheidigung hat noch kein Stutzer einen Degen an ſeinen Leib gebunden. So lächerlich es auch iſt, und ſo wenig es zu unſern weiblichen Sitten paßt, den Stahl an der Seite zu führen, eben ſo ſehr wundert mich's, wie er ein Stück der Galanterie hat werden können. Von Eiſen und Stahl brauchen juſt die Degen jetzt nicht zu ſeyn, mit eben dem Fug und Recht vertrit dieſe Stelle ein vergüldeter hölzerner, ohngefähr ſo einer, wie ihn die kleinen Knaben noch heut zu Tage in ihren Spielen brauchen. Der Kaufmann, der Student, der

Ladendiener, der Profeſſor tragen ihn — Gott weiß! warum? Fällt denn keinem das Warum irgend einmal ein, wenn er ihn anhängt? Bey einigen Stutzern kömmt mirs vor, als trügen ſie ihn, damit man ſie nicht für Weiber halten ſollte; andere glauben, den Putz ihres Kleides dadurch zu erhöhn; noch andere tragen ihn, weil ſie das ehrenvolle Recht dazu zu haben glauben; wieder andre, weil der alte Patron es übel nehmen würde, ihm ohne Degen den Hof zu machen, die Profeſſoren müſſen ihn kraft des Ceremoniels tragen, Studenten kommts zu, ſeit ſie in Prima geſeſſen haben, die Ladendiener beweiſen dadurch, daß ſie keine Lehrjungen mehr ſind, und der Kaufmann, daß ausdrücklich an der Puppe, die er aus Paris neuerlich erhalten hat, ein Degen hieng.

Meß-Zeit.

Das iſt die Zuflucht zur Erhaltung mancher Familien. Man nimmt Fremde ins Haus, man treibt Geſchäfte, die ihren Mann wieder

bis zum kommenden Termin ernähren, alles heiſcht Geld und Reichthümer zu einerlei Zeit. Das bunte Gewühl unaufhaltſamer Betriebſamkeit, das Chaos von wucherhaften Bedürfniſſen, die ſpekulative Mine des einen, die hungrige Mine des andern, der Geiſt des Handels auf allen Stirnen, feſſelt das Auge. Hier iſt zu ſehen ein großer Rieſe, wie er noch nie geſehen worden iſt, und dort eine Zwergin, die mit dem Fuße eine Feder ſchneiden und ſchreiben kann. Die 12 Apoſtel, die Geſchichte des Holofernes und der Judith — lauter Perſonen von Wachs — das Leiden Chriſti mit Huſaren — um ein weniges. Mit heller Stimme ſchallt — alles am lieben Himmel um zwey Dreyer. Das große Nordlicht, ſamt Erklärung des fürchterlichen Nebels, welcher zeither unſre Atmoſphäre feuchtete, die blutige Sonne und der blutige Mond — Prophezeyung daß Leipzig bald untergehen werde, Unterſuchung wie nahe der jüngſte Tag ſey, nebſt einem ſchönen Liede, um 6 Pf. — Vor dem Peterſsthore dient der Kunſt Liebhabern ein aus Frankreich hergebrachtes Marionetten-

Spiel, nach beliebigem Preiſe für Standesperſonen: ferner Buden mit ausgehängten Cameelen, Elendsthieren, Bären, Löwen, Meerkatzen, Stachelſchweinen, Elephanten, alle in natura zu ſehen.

Ein dritter durchzieht bey der Muſik einer kleinen Pfeife und einer Trommel die Straſſen, mit zum Tanz abgerichteten und ſehr poßierlich bekleideten Affen oder Hunden. Er läßt ſeine Suite Halt machen, und zwingt durch die Tänze und Sprünge eine verſammelte Menge zum Lachen, und zu einem kleinen Beitrag zu des Reiſenden Lebensunterhalt. Wie ſonderbar klingt es, daß dieſe vagabondirenden Poſſenſpieler Franzoſen und Italiäner ſind, und wie noch ſonderbarer, daß eine Stadt, um ſich alſo vergnügen zu laſſen, ihnen noch heut zu Tage das Thor öffnet.

Mancher Gaſtwirth, der außer der Meſſe keine Nahrung hat, erwirbt ſich ſo viel, daß er wieder leben kann. Bisweilen ſteigen die Preiſe

der

der alltäglichen Bedürfniſſe bey ſolchen, die die Gewinnſucht treibt, dem Beutel der Fremden ſehr nahe beyzukommen. An Nahrungsmitteln fehlt es nie, ſie werden vom Lande außer der Meſſe nur wöchentlich dreimal, jetzt täglich herbeigeſchafft. Jeder Heerd raucht, jede Speiſekammer duftet, die Fremden müſſen gutes und ſchlechtes verſchlucken, denn man denkt um des Gewinnſtes willen nicht auf das Gute allein. Einige Eingänge der Stadt ſind verſchloſſen, daß die Fremden nicht den Augen der Accisbedienten und Viſitatoren entgehen. Alle Buden und Läden ſind geöffnet. Die Galanteriehändlerin verſichert ihre Damen, daß es die neueſte Londner oder Pariſer Mode ſey, und der Kunſtgriff gelingt ihr. Die Fremden laſſen ihre Laſter nicht zu Hauſe, ſondern fragen ſehr bald nach feilen Dirnen, und folglich, was iſt die Meſſe anders, als die Erndten-Zeit des Kaufmanns, des Gaſtwirths, des Trägers, des Juden, des Betrügers, der Huren, der Accisbedienten, und aller die in der Welt gern mit Nummern ſpielen?

Vorſchlag.

Es muß euch ja nicht auffallen, wenn ihr über die Straßen oder Promenaden geht, und eine Partie junger Herren, geputzt oder ungeputzt, mit der aufgeblaſenſten Mine euch begegnen und in die Augen ſehen. Der große runde Hut, die Stiefeln mit Sporn, oder ſonſt eine ihrer Moden, giebt ihnen das Gewicht, das ſo ſchwer auf eure Augen drückt. Jeder hält ſich für einen Matedor, und wir armen, armen Erdenſöhne, die wir die Kunſt der Froſchaufgeblaſenheit nicht verſtehen, ſind, wenn ſie uns begegnen, ſo übel daran, daß wir uns kaum enthalten können, ihnen ins Geſicht zu lachen. Ihre Auſſenſeite zeugt nicht von jenem franzöſiſchen esprit du monde, ſie iſt ſteifes Stückwerk der Mode, und was die innere Seite des dicken Herrchens anders als Dummheit? — ein Wort das hier an ſeinem beſten Orte ſteht.

Wenn denn nun einmal eine Geſellſchaft ſolcher Herren ſich verſammlet hätte, und einer von ihnen bät ſeine lieben Brüder, die Stücken

der

der Mode auf einen Augenblick von ſich zu werfen, und hätten ſie diß gethan, ſie auf ihr Gewiſſen fragte: worauf ſeyd ihr ſtolz? —

Wie viel verliert eine Promenade, die ſo bepflanzt iſt, an ihrer Annehmlichkeit.

Chirurgen.

Sind Barbiers, die dem gemeinen Mann in ſeiner Krankheit zu Hülfe kommen, weil ihm der Preis der Doktoren zu ſchwer fällt. Sie kuriren wohlfeil und ſtehn ſich gut, weil ſie die Gabe haben, den modum procedendi eines größern Arztes zu tadeln; und weil ſie ihre Clyſtiere für die kürzeſte Methode halten, ſo laſſen ſie es überall daran nicht fehlen. Legt euch bey einem leichten Schnupfen ins Bett, ſo wird man euch ein Clyſtier in optima forma ſetzen. Um dieſen Arzt ſeine Kunſt ausplaudern zu laſſen, und ſeine Kentniſſe zu erfahren, gebt ihm ein Glas Brandwein, und horcht aufmerkſam zu, da wird er ſeine Praxin ſeit 30 Jahren hererzählen, und die Wunder, die er ſchon gethan hat,

zu nennen nicht vergeſſen. Er braucht die Kunſtgriffe, mit ſeinen Patienten ſehr vertraulich umzugehen, daher lobt man ihn in den Schenken und rekommandirt ihn weiter. Ich habe einmal einem wichtigen Streite zugehört, den zwey, um einer Entzündung willen am Fuße, führten, der eine heilte ſie (wie er ſagte) per Sympathie, der andere durch ein Clyſtier.

Studenten.

Eine Menge junger Leute, deren wiſſenſchaftliches Studium, geſittetes Leben, glückliches Alter, ſelten von etwas anders, als von einem bloßen Ohngefähr abhängt. Man weiß ja, was heut zu Tage ſtudieren heißt, man weiß wie viel unter tauſend Jünglingen ſind, die zum Beſten des Staats und zur Aufklärung des Zeitalters ſich den Wiſſenſchaften widmen. Man weiß, daß man ein Amt ohne viele Kentniß erlangen kann. Genie iſt für das Vaterland eine Kinderpoſſe, und Studiren die ſinnreichſte Methode des Müßiggangs. Das römiſche Recht

macht

macht unſern Zeiten viel Ehre. Studium der Theologie iſt das Refugium eines phlegmatiſchen oder ſtupiden Kopfs. Medizin — wenn doch dies verehrungswürdige Studium nicht oft beſtümpert würde, und Philoſophie — um dieſe ſtudiren alle Menſchen.

Die Billigkeit unſrer Verfaſſung erſtreckt ſich ſo weit, daß die jungen Herrn von Adel, ohne Rückſicht auf ihre Fähigkeiten, die erſten Stellen des Landes behaupten, indeß ein verdienſtvoller Kopf niedrigeres Standes in Dürftigkeit ſchmachtet. Welches iſt das Mittel der Emporſchwingung? — Nicht Verdienſt. Da iſt kein Wetteifer im Staate, keine auszeichnende Belohnung, ſo verlieren wir nichts, wenn junge Leute auf Akademien in Laſtern ſich erſäufen, ſo kann ſich der ſtupid'ſte Kopf den Wiſſenſchaften auf gut Glück weihen — doch dies iſt eine triviale und eckelhafte Materie. Wer wüßte denn noch nicht, daß man die Wiſſenſchaften, die ein Theologe beſitzen darf, mit ein paar Groſchen zu theuer bezahlt, daß die Jurisprudenz zu ihrem Schlendrian, ſo wie die Medizin, viel Zu-

Zulauf findet, daß man Philoſophie mit Gelde bezahlt, und es an gutem Willen nicht ermangeln läßt, daß endlich ſolche junge Herren, auf irgend ein biſchen Studium, daß durch die eiſernen Pforten ihres Kopfs hindurchgedrungen iſt, ſich alzuſammen brüſten, wie Männer von den gröſten Talenten, weil ſie noch nicht wiſſen, was Talent iſt; daß ſie auf Akademien rohe Sitten annehmen, der Zügelloſigkeit ſich überlaſſen, ein point d'honneur vor ſich her tragen, dem Belachen des Pöbels in Kleidung und Betragen ſich preisgeben, weil — ſie mit keiner Ruthe mehr gezüchtiget werden, daß ſie — o! infandum regina iubes renovare dolorem.

Diſputation.

Hat ein Studirender ſeinen Curſum Akademicum in der Medizin oder Jurisprudenz vollendet, ſo diſputirt er öffentlich. Er wählt die Sätze, worüber, den Präſes, (einen Profeſſor) worunter, und die zwei Opponenten, mit welchen er diſputiren will. Das iſt nicht unerlaubt,

laubt, und trägt vielmehr zur Solennität bey, daß er mit ſeinen Opponenten, ehe er diſputirt, die Theſes durchläuft, die Einwendungen, ſamt der Reſpondenz darauf, zu Papier bringt, und ſie hernach an dem öffentlichen Orte der Diſputation ableſet. Sie wiſſen beyde ſchon was ſie ſagen wollen, und der Präſes hat für die Langeweile, die paar Worte die er ſagt, und die Geduld den Streit ableſen zu hören, ſeinen Louisd'or. Wunderbar! daß man dem Dinge das Anſehn eines Impromptu's giebt!

Italiäniſche Schauſpieler.

Die Weiber von ihnen ſchaffen ſich am liebſten ſo einen kleinen Anhang junger Leute, damit man ſie keinen Mangel am Applaudiren leiden läßt. Da treten alsdenn die jungen Herrn auf dem Parterre ſehr nahe zum Theater, um von den Schauſpielerinnen geſehen zu werden, und möchten wol gar das ganze Publikum zum Klatſchen reizen, ſo bald ſie einen Blick von ihnen erhalten. Sie gehn auf das Theater, wo die

Aktrizen ſich hinter den Couliſſen aufhalten, und verſuchen ihnen die Hände zu küſſen, hier ſtehen ſie ſo haufenweiſe, daß die Akteurs kaum Platz haben durchzukommen. Weil ſie junge Herrn von Adel ſind, (die hier ſtudiren) ſo denken ſie, der Sieg müſſe ihnen nicht ſchwer fallen, ſie nehmens auch nicht übel, wenn man ihren Alltagsgeſichtern oder bucklichten Schultern ein bißchen ſpröde mit unter begegnet. Jede Schauſpielerin hat ihren beſondern Haufen Anbeter, die ihr eine andre, die mehr oder weniger derſelben hat, chikaniren helfen. Daher entſtehen oft Cabalen und Zänkereien, von denen das Publikum die wahre Urſache nicht weiß. Sie tadeln einander, ſo viel ſie nur können, und bisweilen erfordert ihr Betragen ein mehr als nachſichtiges Publikum. Noch jüngſt war der Fall, daß ſich eine Operiſtin, mit dem Caſtraten der italiäniſchen Geſellſchaft, nach der Oper, vor dem Schauſpielhauſe weidlich herum balgte. Eine andere Operiſtin ſagte dem Publiko öffentlich, daß ſie dieſe Arie nicht ſingen könne, weil dieſer von der Geſellſchaft, mit dem ſie verfeindet wäre, nicht ak-

kom-

kompagniren wolle, und um nicht ausgepocht zu werden, ſetzte ſie hinzu, ſie wolle das Publikum durch eine andere ſchadlos halten, und that es mit der gröſten Kühnheit. Ihr Anhang applaudirte und das ganze Publikum that es mit. Der Brillante an ihrem Finger glänzt oft mehr als ihre Tugend, und hat überdies noch eine ſehr heilſame Würkung.

Von ihrer Kunſt hab ich anderswo geſprochen, und darf nur noch erinnern, daß ſich das Publikum ſehr gern durch Poſſen beluſtigen läßt. Man liebt die Oper am meiſten um eines poſſenhaften Operiſten willen, der, ohne die Anſtändigkeit zu beobachten, zuweilen ſeiner Laune freien Lauf läßt, und den Werth ſeines oft originellen Scherzes aufs Spiel ſetzt. Aber er übertreibe es, wie er wolle —, ein kindiſches Publikum wird ihm Beifall jederzeit lächeln, und vielleicht weiß er das ſchon.

Vermiſchte Bemerkungen.

Die Leipziger wollen ſich durch Sprache, Kleidung und überhaupt durch den erſten Anblick aus-

auszeichnen. Sie sehns gar gerne, wenn man bald errathet, daß sie Leipziger sind.

Der reiche Kaufmann, oder sonst einer, der Tausende zählt, gilt mehr als das größte Talent. Der erste wird beneidet, und den letzten sieht man über die Achsel an.

Es scheint, als wär die Neigung zum Luxus noch in dem ersten Aufbrausen, weil man darüber alles vergißt.

Es hängt allen an, den Mann nach Gelde zu schätzen, oder doch genau zu wissen wie reich er wol ist. Gesetzt auch, man entdeckt irgendwo ein gutes Herz, einen Kopf mit Anlagen und Kenntnissen, so thut man weiter dabey nichts, als man zuckt die Achseln und sagt: Schade, ewig schade! daß der Mann kein Geld hat. So wenig glaubt man, daß es möglich ist, ohne viel Geld glücklich seyn zu können.

Es ist auf beyden Seiten eine Seltenheit, so wohl wenn der Mann eine unbefangne Frau, als wenn die Frau einen unbefangnen Mann bekömmt. Aber Geld löscht alle Flecken aus, und ein Bräutigam spricht blos von seiner Braut Capital,

pital, höchſtens von ihrer Schönheit, nie von ihrer Tugend. Ja, wenn Tugend ein Capital wär, womit ſich der Luxus beſtreiten ließe! Sie iſt ein Goldſtück, das durch tauſend jüdiſche Hände gieng, und von jeder einzelnen beſchnitten wurde. Die letzte Hand, die es bekam, konnte kaum noch errathen, daß es ein Goldſtück, und von welchem Werthe es geweſen ſey.

Die Jugend iſt ſehr ausgelaſſen, und ſpricht von Dingen, die über ihr Alter ſind, mit der größten Erfahrung. Kinder wetteifern um Ränke und Betrug, aber ihr Verſtand verliert bald ſein Wachsthum. Man ſieht unter einem Haufen Kinder, und es iſt einem, als ſtänd man vor einem Baume voller Blüthen. Die meiſten fallen ab, und die Frucht ſtirbt mit ihnen. Ueber die übrigen kommt der Gifthau, und ſie gelangen nicht zur völligen Reife. Es iſt zum Sprüchwort gediehen: Aus Leipziger Kindern wird entweder etwas großes oder gar nichts. Das Kind auf dem Arme der Wärterin antwortet ſchon mit Klugheit, und das Mädchen, das noch auf der Erde hinklimmt, ſetzt einen Spiegel vor ſich,

um ſeine Reitze zu entdecken oder zu erhöhn. Die kleinen Knaben wiſſen was zum groſſen Manne gehört, ehe ſie noch wiſſen, daß ſie Menſchen ſind. Die Eitelkeit der Mutter ſteckt ihnen eine goldne Uhr in die Taſche, damit ſie bey Zeiten das Gold vor allem andern ſchätzen lernen.

Deutſche Redlichkeit wird von hier aus nie wieder emporkommen, deſto gröſſre Fortſchritte macht Weichlichkeit und das verkannte Talent der Dummheit.

Der ungeſtaltetſte Menſch verunſtaltet ſeinen Kopf noch mehr durch Friſur, und ſeinen Körper durch Kleidung.

Muntre rothe Wangen bringt nur ein Landmädchen mit in die Stadt, und es iſt ein Räthſel, wenn in einem vornehmen Hauſe ſich ein paar rothe Backen finden. Unter dem gemeinen Volke ſind ſie gar nicht üblich.

Die meiſten Leute berechnen die Zeit ihrer Haushaltung nach den Capitalen, die ſie jedes Jahr geliehen haben, nach den Intreſſen, die ſie davon abgeben müſſen, und nach dem Date, wenn ſie bankrutt geworden ſind.

Die

Die Frauenzimmer dürfen nicht so viel eſſen als die Männer, damit ſie nicht dick und robuſt werden, und das ſchwächliche Anſehn verliehren.

Wenn Familien zuſammen ſind, ſo ſcheuen ſie ſich nicht, einander Geld abzugewinnen. Der Gewinner ſteckt ſeinen Gewinnſt mit der ruhigſten Mine in die Taſche, es fällt ihm nicht ein, daß er ſich dadurch beſchimpft. Als Gewinner zum zweytenmale in die nemliche Geſellſchaft zu kommen, ſollte ihn ſchamroth machen, aber über dieſe Kleinigkeiten iſt man hinweg.

In der Wirthſchaft eines Handwerkers, der in den Schenken eine große Rolle ſpielt und viel verſchwendet, ſieht's bisweilen ſehr gefährlich aus. Er ißt ſein Brodt, trinkt ſein Bier und trägt ſeine Kleider auf Borg. Der geſchmückte und ſchön gekleidete Mann auf der Straße, ſitzt zu Hauſe in der ſchmutzigſten Stube, er flucht auf ſeine Frau, wenn ſie ihm Vorwürfe über ſeine leere Caſſe macht, aus der er nicht einmal die nöthigſten Bedürfniſſe anſchaffen kann, er hat keine Liebe zu ſeinen Kindern, denn ſie erſchwe-

ſchweren ihm den Lebensunterhalt, er wird der Tyrann ſeiner Familie, aber er bemüht ſich andrer Orten um eine liebreiche Auſſenſeite.

Die Eingänge in das Schauſpielhaus ſind zu enge. Man fühlt es beym Herausgehen mehr, als beym Hineingehen. Denn es ſtrömt von allen Plätzen das Volk auf einen Weg, wo kaum 2 Leute neben einander gehen können, zuſammen. Man wird, ſo viel Leute drinnen geweſen ſind, faſt erſtickt. Zur Meßzeit iſt das Parterre immer ſo voll, daß viele zurückgewieſen werden müſſen. Man läßt zwar alles hinein, und wenn ſchon die Thüre beſetzt wäre, aber man verläßt das Parterre gern, und ſucht freywillig eine Loge. Und wie eckelverurſachend iſt es da nicht in den Logen des 2ten und 3ten Rangs. Die Ausdünſtung des zuſammengepreßten, ſchweißtriefenden Parterr's ſteigt in die Höhe, und ſeine Ungeſittetheit im Lachen und andern Geräuſch, ſo daß man den Schauſpieler oft nicht hört, macht, daß man gar wohl fühlt, man habe die Zeit und einen bequemen Ort verſäumt. Sollte einmal während des Schauſpiels auf dem Theater Feuer aus-

ausbrechen, ſo wär man aller Gefahr, wegen der engen Ausgänge bloßgeſtellt. Eine vorzügliche Urſache, warum man eins unſrer beſten Schauſpiele, die Räuber, nicht mehr auf das hieſige Theater bringen darf, iſt dieſe: Bey der erſten und 2ten Aufführung dieſes Stücks, eilte man ſchon 3 Stunden vor der beſtimmten Zeit, auf die Plätze. Das Haus wurde über alle Maaßen voll, es war, wenn Feuer ausgebrochen wäre, nirgends Rettung, und von da hat die Fürſorge der Polizey dieſes Stück unterſagt. Aber zu bewundern iſts, daß Leipzig nicht ſeine eignen Schauſpieler hat, und folglich das Theater von dem Ankommen und Auſſenbleiben fremder Schauſpieler abhängt.

Im Sommer ißt der gemeine Mann meiſt ſtinkend Fleiſch. Niemand kauft das Brodt für ſeine Tafel bey dem Bäcker in der Stadt, ſondern bey dem Bäcker vom Dorfe. Wer das nicht thut, wird ſeinen Magen mit Kleien ſättigen.

In der Stadt weiß niemand wenn's Zeit der Erndte iſt. Den Landmann ſieht man ſo ver-

ächtlich als ſeine Kühe an, mit denen er zur Stadt gefahren kömmt.

Das Alter ſchützt nicht für der Nachäffungsſucht neuer Moden. In dem Punkt iſt ein alter Mann immer noch ein alter Geck.

Man erfährt leicht, welche Dame franzöſiſch ſpricht, denn dieſe Sprache hat das Glück, auf Promenaden laut hergeſchrieen zu werden. Deutſch redet man heimlich, weil es nichts ſeltenes iſt.

Sobald italiäniſche Oper iſt, kann man das Stück nebſt der deutſchen Ueberſetzung beym Eingange in's Schauſpiel kaufen. Aber die Ueberſetzung iſt ſelten anders als herzlich ſchlecht.

Lorgnetten und Lünetten ſind die Augen unſres Jahrzehends, oder wenn's noch länger dauren ſollte, unſers Jahrhunderts. Der Galanteriehändler trägt in einer Schachtel das Auge eines Staatsminiſters, und eines Friſeurs oder Schneidergeſellens. Im 14ten Jahre fangen Herren und Damen an, ſich der Ferngläſer zu bedienen. Man giebt ſich alle mögliche Mühe die Augen zu erſtumpfen, und bringt's endlich

lich so weit, daß man nicht 2 Schritte von sich hinweg sehen kann. Im Schauspiel sieht man die Damen mit der größten Sorgfalt das Perspectiv an die Augen legen, und das ganze Parterre hält seine einfachen Brillen oder Lünetten an die Nase. Auffallen wird es uns von nun an nicht mehr, wenn ein Spanier mit der Brille vor den Augen über die Straße ginge. Man gewöhnt sich zeitig an die Gläser, weil man voraus weiß, daß durch frühe Wollust die Augen bald verlohren gehn.

Der Stock hat sein Amt als eine Stütze verlohren. Schwache Hände vermögen nicht mehr zu tragen, als ein gar dünnes Röhrchen mit einem langen elfenbeinernen Knopf. Mit solch einem Stöckchen heißt man französischer Stutzer, allein mit einem starken Rohre, wie es vor langer Zeit Mode war, nichts mehr und nichts weniger, als ein deutscher Büttel.

Im Schauspiel hat nur ein Stand die Ehre, einen Platz für sich zu behaupten, und nach diesem Stande ist zugleich der Platz benennet: Er heißt die Schneidergallerie.

Es ist sehr Mode, Vögel vor die Fenster zu hängen. Bisweilen geben die Nachtigallen das vollstimmigste Concert, und was eine kluge Frau ist, die ihren Mann überlisten kann, die hängt gar weislich einen Gimpel heraus.

Das leipziger Allerley. Ein politisches Wochenblatt, das jährlich 52 Bogen austrägt. Sein Verfasser, Herr Kritzinger, schreibt die politischen Nachrichten pünktlich aus andern Zeitungen ab, und läßt sie sauber von neuem drucken. Doch verleitet ihn sein philosophischer Geist bisweilen zu Reflexionen und Deklamationen, bey denen man sich, ob es gleich mit seiner Absicht streitet, des Lachens nicht enthalten kann. Neue Nachrichten sind drinnen nur die, wenn Hans Paul der Schuhflicker auf der Queergasse, oder John Burll am Barfußpförtchen das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt hat. Mit den Worten: Darunter zu bemerken wäre, findet ihr Namen, Alter und Profession, wie es kein Todtengräber und kein Kirchner genauer wissen kann. Und eben diese Sterbens-Nachrichten ent-

entſcheiden ganz allein den hohen Werth dieſes Wochenblatts.

Wie lange der männliche Bart noch exiſtiren wird, läßt ſich nicht entſcheiden. Sollten die Mittel, welche man erfunden hat alle Haare zu vertreiben, probat befunden werden, ſo iſts um ihn geſchehn. Schon lange war man äuſſerſt bemüht, die Haare von den Händen zu vertilgen, um ja den Frauenzimmern nicht zu mißfallen, und nun hat der Krämer, der Haarvertreibende Mittel verkauft, guten Abſatz, weil's in allem Ernſt auf die Vertilgung des Bartes abgeſehn iſt.

Eine vornehme Dame bringt die ganze Zeit ihres Lebens hindurch die Handſchuh nicht von Händen.

Auch bey uns heißt jede Frau: Madame.

Es giebt auf der ganzen Welt kein ungeſitteteres Parterre, als das Leipziger. Seine Handlungen und Thorheiten kann kein ehrlicher Mann nacherzählen, oder mit eignen Ohren zweymal ertragen, und alle Ungezogenheit rührt von den Studenten her.

Es heißt in allen Küchen: Köchinn! nicht Koch!

Der Mann, der zehntauſend Thaler im Vermögen hat, und ſich beträgt, als hätte er hunderttauſend, iſt immer noch beſcheiden genug.

Die Leipziger haben keinen entſchiednen Geſchmack. Das ſieht man beym Schauſpiel, bey der Lektüre, bey Moden und bey Vergnügungen.

Zwang und Verſtellung machen, daß die beſten Menſchen in Geſellſchaft ſich weit anders betragen, als wenn ſie für ſich und ohne Zeugen ſind.

Wenn einmal eine Frau ein paar Tage verreiſt iſt, ſo erzählt ſie bey ihrer Zurückkunft dem Manne und den Freunden eine ganze Woche hindurch, ohne eine Stunde auszuſetzen, wie es auſſerhalb Leipzig zugeht. Gemeiniglich erweiſt ſie da in Forma, daß die Menſchen anderer Orten ungeleckte Bären ſind, oder wenigſtens den bon ton nicht verſtehen.

Um den Hof und die Regierung bekümmern ſich nur die Politiker. Man ſpricht im Jahre

kaum

kaum einmal von ihm, aber vom Magiſtrat alle Tage. Das Contributionsglöckchen, wenn es geläutet wird, erhält ihn im geneigten Andenken.

Die Frauenzimmer betrügen ſich ſo ſehr, daß ſie glauben, ſie dürften ſich nur ſehen laſſen, um zu erobern. Einen jungen Menſchen, der zweymal bey ihnen vorbeygeht, ſetzen ſie ſogleich in die Liſte ihrer Verehrer.

Gewiſſe junge Herren legen ſich blos auf Eroberungen. Das iſt allenthalben auf Promenaden und Bällen ihr Endzweck. Sie haben die Gewohnheit, den Damens ſteif in's Geſicht zu ſehen, und fühlen die Demüthigung nicht, wenn die Dame die Augen niederſchlägt oder wegwendet. Den jungen Herrn, den am Tage ein unſchuldiges Mädchen im Arm hält, umſchlingt des Abends eine Buhlerin. Daher kommts, daß er gegen jedes Mädchen dreiſt und frech wird.

Beyde, Herrens und Damens gehn durch ihr Betragen auf dem Wege zur Liebenswürdigkeit fehl.

Viele halten es für vernünftig, auf der Straße niemanden auszuweichen, und wenn es die

beſte Gelegenheit wär. Die Straße mag noch ſo breit und noch ſo menſchenleer ſeyn, man treibt es bis zum Aneinanderſtoſſen, und ein Menſch, der aus einer wenigergeſitteten Stadt kommt, kann nicht genug ausweichen.

Im Lauf der Dinge ſieht man einen Schriftſteller und das Talent für einen Handwerker an, der nichts anders, ſich zu ernähren, hat finden können. Allein eben den Schauſpieldichter, dem man Ehrenbezeugungen und perſönliche Schätzung verſagt, belohnt man im Schauſpiel wider ſeinen Willen mit Thränen. Man hört da oft die Damen laut ſchluchzen.

Wird man erſt anfangen, die Schriftſteller Künſtler zu nennen, dann hat man eingeſehen, daß viele bey der Kunſt die Natur vergeſſen. Aber wie wird man die nennen, die ohne Kunſt und ohne Natur Schriftſteller ſind?

Es giebt kaum 2 Männer hier, die Millionen beſitzen, aber daß es ſo wenig giebt, darf man kaum laut ſagen.

Sonſt, aber es iſt ſchon lange her (und auch noch itzt, aber in kleinen unbemerkten Städten)

war

war es nicht gebräuchlich, daß die Jungfrauen ihren keuſchen Buſen zur Schau trugen. Sie hätten da gern das Geſicht verborgen, wenn's nicht zu ſtrenge Sittſamkeit geweſen wär; kein Auge durfte entdecken, was nur bey der Feyerlichkeit der erſten Brautnacht enthüllt wurde, und worauf nach der Verehlichung das Haupt des Mannes in der erquickenden, ſorgenfreyen Stunde des Schlafs ruhte. Gleich dem, als ſie ſonſt die Buſen mit Aengſtlichkeit verbargen, ſtellen ſie unſre Mädchen öffentlich aus, und hätte die Natur in nichtfreygebiger Laune vergeſſen, ihnen ein volles und übergerütteltes Maaß zuzutheilen, ſo brauchen ſie gewiſſe Kunſtgriffe, durch welche ſie den anſcheinenden Mangel erſetzen. Wenigſtens ſollten Frauen höhern Standes und höherer Tugend, ſich in dem Punkt von den Buhlerinnen unterſcheiden. Und nun fahre wohl, dunkler Zauber, um den ſo manche Lanze gebrochen wurde.

Meine Leſer vergeben mir, wenn ich aus Wunſch für ihre Unterhaltung und zur Steuer der

Wahrheit, einige Proben aus des Herrn Kritzingers Geschichte von Leipzig herſetze. Der Anfang des Werks ist: Leipzig gehört Europa an. — Seite 6. Ist hoch zu rühmen die löbliche hohe Schule oder Universität, denn auf derselben werden die freyen Künste und Studien in allen Facultäten täglich getrieben, und die Studiosi in denselben mit unverdroßnen Fleiße unterwiesen, daß sie hernach Kirchen, Schulen und Regimentern mit besondern Ruhm und grossen Nutzen dienen und fürstehen (sollen). S. 4. Die 5 Kohlgärten versehen durchs ganze Jahr die Stadt mit Milch, Käse, Butter, Kraut, weissen, rothen und gelben Rüben, Zwiebeln, Obst, und dergleichen Zugemüse. S. 8. Die churfürstl. sächsischen Schöppen, welches Wort so viel als Richter heißt — sind der Senior, 6 Beysitzer, allesamt wohlerfahrne, fürsichtige, bedächtige und gelehrte Leute. Der Bürgermeister, Baumeistere, Beysitzer, Ober- und Unterstadtschreiber seine gelehrte, tapfere, alte, ansehnliche, erfahrne, sinnreiche, wohlweise und kluge Männer. S. 15. Es ist an diesem Orte

vor

vor Alters Abgötterey getrieben worden, und unſre Vorfahren haben in abſcheulicher Blindheit gelebt. Wie ſeelige Leute ſind wir itzo vor ihnen, dafür wir dem allmächtigen Gott zu danken, Urſache haben S. 14. Wo iezt Leipzig ſteht, hat vor C. Geburt ein ſchwediſch Volk gewohnt, die Hermunduri genannt. S. 40. Im Jahr 1418 ſind die Zigeuner, ein loſes diebiſch Volk nach Leipzig zum erſtenmale gekommen. S. 48. Im Jahr 1519 iſt D. J. Eck, ein frecher und kühner römiſch-catholiſcher Theologus von Ingolſtadt nach Leipzig gekommen, in willens eine Diſputation mit den wittenbergiſchen Theologen zu halten; welche ſich auch zu beſtimmter Zeit einſtellten, und kamen zum grimmiſchen Thore hereingefahren, erſtlich Andreas Bodenſtein von Carlſtadt, der bricht ein Bein im Paulinerkloſter und der Wagen fällt in Koth. Nachmittage kömmt unter andern Herr D. M. Luther und Philipp Melanchthon, beyde auf einem Wagen, und wurden von vielen Studenten, die mit Spießen und Helleparten beyher liefen, begleitet ꝛc. S. 53. Im Jahr 1524 wurde in Halle kein

Salz

Salz gesotten. S. 73. Anno 1553 ist ein Schneidergeselle zu Leipzig, welcher das hochwürdige Sakrament verachtet, rasend geworden. Der 2te Theil dieser Geschichte hebt also an: Im Jahr 1562 ist ein schrecklicher Wind in Leipzig gewesen, hat etliche Tage gewähret und an Dächern grossen Schaden gethan. Eodem anno ist eines Häschers Sohn, so noch nicht 15 Jahr alt, geköpft worden, daß er zween Schüler auf dem hallischen Wege tödtlich verwundet und ihnen 4 Groschen und 3 Pfennige abgenommen hatte. S. 86. Am 23sten Julii 1571 abends kamen ohnversehens etliche 100 Störche in Leipzig, liessen sich haufenweise auf der Barfüsser-Kirche, Gewand- Korn- und Rathhause, item auf der Paulinerkirche und andern hohen Gebäuden nieder, des andern Tages am Morgen flogen sie wieder von Leipzig hinweg. — D. 25sten Julii ist Christoph Meyer decollirt worden. Anno 1587 am 20sten Februar hat einer den Hals gebrochen. Am 3ten May 1589 sind 2 Juden zur Staupen geschlagen worden, war im Ostermarkt. Am 28sten d. starb ein

Chur-

Churfürſtl. Sächſiſcher Hofrath zu Leipzig. S. 199. Gott wolle uns und unſre Nachkommen hinführo vor ſchädlicher Verändrung der Münze gnädig behüten. Amen. S. 232. Am 18ten Oktobr. 1630 hat ſich eine wunderliche Geſchichte begeben. Denn als eines Kutſchers Eheweib vor dem Petersthore wegen etlicher Schulden, darmit ſie und ihr Ehemann verhaftet, in Schwermuth gerathen, und darüber ſich ſehr bekümmert, iſt ein unbekannter Mann zu ihr gekommen und geſagt, er ſehe wohl was ihr Anliegen, ſie ſollte mit ihm aus dem Hauſe gehen, er wollte ihr einen Schatz weiſen, als ſie nun mit ihm gegangen, und ans Waſſer gekommen, hat er ſie ergriffen und hineingeworfen, ſie iſt aber durch Gottes Verſehung wieder heraus kommen und nach Hauſe gelanget. Montags hernach in der Zahlwoche, da gemeldete Frau hat zu früh in die Kirche gehen wollen, iſt ein ſchwarzer Bock auf dem Wege zu ihr gekommen und neben ihr hergegangen. Als ſie ihn aber von ſich wegſtoßen wollen, hat er ſie auf die Hörner gefaßt und ſo davon an einen unbekannten Ort geführt, allda

ſie

ſie 8 Tage lang verblieben, und weder gegeſſen noch getrunken, iſt aber wunderlicher Weiſe beym Leben erhalten, und endlich von einem Bauer auf den rechten Weg geführet worden, und friſch und geſund wieder anheim gekommen.

Es giebt einen großen Haufen Leute, die auf einen einzigen freygebigen und wohlthuenden Mann wie hungrige Wölfe losgehen; ob ſie gleich nicht nöthig haben, die Güte ſeines Herzens zu misbrauchen. Sie wären im Stande, ihn bis auf den letzten Heller auszuſaugen. Er muß bey Gaſtereyen für ſie bezahlen; ſie lagern ſich zu 30, 40 an der Zahl um ihn her; er muß ihre Familien ernähren; dafür halten ſie's mit dem Müßiggehen.

Wie die kleinen Narren von Einwohnern Fremde aufnehmen, iſt nicht wider unſre Erwartung. Sie laſſen ſich als Männer von Gewicht ſehen. Beſcheidenheit, freundliches braves Zuthun gehört nicht unter ihre Pflichten. Der Kaufmann iſt nach ihrer Meinung der größte Mann im Staate, und wer die Ehre hat ein Mitglied der Leipziger franzöſiſchen Colonie

zu

zu ſeyn, der kann auf jede andre Ehre Verzicht thun. Man regalirt einen groſsen oder würdigen Mann mit Abſurditäten und Kälte. Gaſtfreyheit und was darunter begriffen iſt, gehört nicht unter ihre Sitten, und doch brüſten ſie ſich mit Lebensart. Wer wollte ohne ein Dutzend bekommne Einladungen, und ohne das gröſste Staatskleid anzuhaben, ſo grob ſeyn und an jemands Tafel ſpeiſen, oder wer wollte ohne zwey Dutzend Komplimente von der Tafel weggehn? Zu dem regaliren ſich auch Leute nicht gut, von denen man nicht wieder regalirt zu werden hoffen darf.

Es kann nirgends drolligere Copien franzöſiſcher Stutzer oder des engliſchen Geſchmacks geben, als hier. Ehe überhaupt die Deutſchen anfangen werden, eine eigenthümliche Tracht zu behaupten, wird wohl noch manches Jahrhundert vorbeygehen, denn man ſagt: die Thorheit gelange nimmer zu einem hohen Alter.

Die franzöſiſche Colonie (beſteht in Refugie's aus Frankreich, unter dem Metier der Kaufmannſchaft) hat ſehr viel von ihrem Natio-

nal-

nal-Charakter verlohren. Sie hält Bälle, Aſſembleen, Feſtins unter ſich, ſie ſchließt, was nicht zu den franzöſiſchen Kaufleuten gezählt werden kann, aus. Bisweilen nur läßt ſie ſich herab, Männer, die nicht Coloniſten ſind, in ihren Zirkel aufzunehmen. Sie iſt der Matador von Leipzig, und behauptet ihre Würde. Ihre Nützlichkeit im Lande gehört nicht für unſre Spekulation, ſonſt würden wir, was ſchon mehrere geſagt haben, wiederholen, daß man nehmlich ihnen mehrere Privilegien einräumt, und keine Rückſicht hinfort mehr auf ihre uneinheimiſche Religion nähm! Aber die Zeit der Aufklärung iſt noch nicht da.

Patriotiſmus hat dem Landesherren ein Monument vor dem Petersthore aufgerichtet.

Es giebt hier 2 öffentliche Bibliotheken. Die eine gehört dem Rathe, die andre der Univerſität. Zu ihrer eignen Schande beſitzt keine Voltaire's, Shakeſpears, Pope's, Miltons und dergleichen Schriften, bis irgend einmal ein Mitleidiger ſie ihnen ſchenken wird. Wie? wenn wenigſtens jeder der hieſigen Buchhändler gehal-

ten

ten wär, ein Exemplar von jedem neuen Verlagsbuche den Bibliotheken zu übermachen? Romane hin, Romane her —

Das Vogelschiessen ist eins der größten öffentlichen Feste und dauret 5 Tage Da fährt im Miethwagen um einige Groschen der Diener stolz neben seinem Herrn, und die Magd neben ihrer Frau. Es ist dann schier auf der Wiese, wo es gehalten wird, so ein Lerm, als unausgesetzt Tag und Nacht auf den Straßen zu Paris. Spiel, Tanz, Würfeln, Musik, der Liebe pflegen, essen und trinken, theuer bezahlen, Feuerwerke, Prügeleyen sind Bestandtheile dieses Vergnügens. Die Buden und Zelter bilden eine völlige Stadt, die sich bey dem ersten Anblick so charakterisirt, daß es nicht viel Mühe kostet, das Urtheil zu fällen, welches man über Leipzig ergehen lassen muß.

Grafen, Barons und Edelleute.

Ohne drauf zu achten, daß es viele giebt, die gegen den Stolz wo es anders erlaubt ist

dies edle Wort an freche Narren zu verſchwenden — einer zahlreichen Claſſe unter den Menſchen gleichgültig geworden ſind, die weder Ekel noch Unwillen bey der Creatur empfinden, die gleich einem Weſen höherer Gattung bey ihnen vorübergeht; ohne mich alſo an dieſe Gleichgültigen zu kehren, wend ich mich an jene, die, weil ſie nie vergeſſen, was Geſetz der Menſchlichkeit und der Klugheit iſt, nie aufhören werden zu zürnen, wenn ein frecher Narre vor ihre Augen tritt. Es wird lange Zeit erfordert, ehe man das auffallende Betragen des Stolzes (ich will ihn indeſſen ſo nennen) für unwichtig halten kann, und gewiß in einem unerfahrnen Weltbürger ſteigt bey ſolchem Anblick ſogleich die Frage auf: Wo liegt der Unterſchied zwiſchen Menſch und Menſch, und wie hat je die Tollheit auf dieſen Gipfel ſich ſchwingen können? Warum muß nie die unumſtößliche Wahrheit, daß nur eignes Verdienſt, nicht Ahnen, nicht Reichthum erhebt, gültig gemacht und zum Grundſtein aller Erziehung gelegt werden? Nie war ein Zeitalter, das ſich mehr auf Unverdienſt brüſtete, als das unſrige;

nie

nie konnte eins seyn, das fühlloser gegen Vorstellungen war, die mit den triftigsten Beweisen, mit den wärmsten Bitten an den gesunden Menschenverstand unterstützt wurden, nichts ist je der Geißel der Dichter und Philosophen mehr ausgesetzt gewesen, als Ahnenstolz und Narrenstolz. Man hat sich der Kraft des Theaters bedient, und noch ist die Würkung und mit ihr die edelsten und billigsten Absichten fehlgeschlagen. Von nun an, ihr Dichter und Philosophen, legt eure Federn aus der Hand; Ahnenstolz heilt nicht so wohl die Folge der Zeit, als eine Umändrung der bürgerlichen Verfassung, und aller übrigen Narren Stolz — nennt ihn unheilbare Krankheit, aber ermuntert alle, den Mann aus der Hülle heraus zu spähn, und wo sie einen Narren finden, das Signal zum allgemeinen Hohngelächter zu geben.

Ists nöthig, daß ich Classen und Stände anführe, die allzeit, daß ihnen Stolz zukomme, gewiß glauben? Nein, genug, wenn ich nur aufmerksam auf den Vorübergehenden, sey er wes Standes er wolle, mache, und wenn diese

Aufmerkſamkeit, verbunden mit allen Folgen der Ueberlegung, es dahin bringt, daß für den Aufgeblaſenen keine andre Belohnung, als Verſpottung und Belachen übrig bleibt.

Der Knabe, der neben mir ſteht, er verlangt mit jedem Blick, ſich vor ihm zu demüthigen, er affektirt den Prinzen, der Königreiche zu ſeinen Füßen liegen ſieht, er erregt die Neugierde des Beobachters, zu wiſſen, was ihm Verachtung der Menſchen und das hohe Selbſtgefühl eingeflößt hat, ſein erſtes Verdienſt ſollte heiſſen Menſch, wo nicht ein hartes Schickſal ihn verdammt hätte, Herr einer Spanne Landes, Beſitzer einer Summe Geldes, und Graf oder Edelmann benennt zu ſeyn. Nun dann, glückliches Schickſal, füllſt du bey ihm die Lücke des Verſtandes und des menſchenfreundlichen Herzens, mit dem Koth, aus dem der weiſe Mann mit Füßen tritt, mit dem man weder Ruhe der Seele, noch Größe des Geiſtes, noch Unſterblichkeit erkauft.

Prediger.

Es wird alles in gutem Gleiſe bleiben, wenn ſie bey ihrer Orthodoxie nicht von dem Wege der Toleranz abirren. Was die Orthodoxie überhaupt anbelangt, ſo iſt ſie für alle, die ſich der Theologie widmen, ein gar ſanftes Hauptküſſen, worauf man am behaglichſten liegt. Intoleranz bringt keine guten Früchte, und findet an einem Orte, wo die Prediger nicht die Matadors der Stadt ſind, keinen ſonderlichen Beyfall. Unſre Prediger müſſen orthodox ſeyn, weil ſie befugt ſind, dem Volke jenen Zaum und Gebiß ins Maul zu legen, bey denen ſich's immer wohl befindet.

Sobald ein Prediger ein einträgliches Amt hat, treibt ihn ſchwerlich ſein Eifer, die Menſchen zu verfolgen, die nicht auf der Liſte der Beichtkinder ſtehn, es ſchwimmt auch hier jeder in ſeinem Strom fort, ohne daß einer ihn zurückhielt und ſagte: du mußt erſaufen. Um etwas genaueres von ihnen zu leſen, ſchlage man den Kirchen- und Ketzer-Almanach auf, und man findet, daß es eben nicht nothwendig, wenigſtens

nicht würklich ſey, daß ſie alle aufgeklärte und philoſophiſche Köpfe wären.

Leute von Denken, und Männer von Geiſte, beſuchen den Gottesdienſt der Reformirten, ihr Bethaus iſt mehr mit Lutheranern als denen angefüllt, für die es eigentlich beſtimmt iſt, aber das iſt nichts Auffallendes, wenn man weiß, daß Zollikofer Prediger bey dieſer Gemeinde iſt.

Die lutheriſchen Geiſtlichen geben ſich alle mögliche Mühe auf den Kanzeln, Laſter die im Schwange gehn zu verdrängen. Wenn ſie doch beſſer den Weg zum menſchlichen Herz verſtänden! Sie berufen ſich, wenn ihre Ermahnungen, fürchterliche Drohungen, gewöhnliche Exklamationen nichts frommen, auf die Worte: Es fällt auf einen ſteinigten Boden und verdorret; dagegen ſagt das Volk: Es kommt von einem ſteinigten Boden.

Caffeehäuſer.

Sind auſſer der Meſſe blos das Refugium der Leute von Stande, oder die ihr Geld mit Ge-

Geſchmack verthun wollen. Sie haben eine reinliche und vortrefliche Einrichtung, ſie erſetzen dem Manne, der nicht in einer Schenke unter Schuſter- und Schneidergeſellen zehren will, ſeinen Schaden. Die Hazardſpiele ſind von ihnen verbannt, an ſtatt deſſen iſt Billard oder freundſchaftliches Geſpräch die Unterhaltung der Anweſenden. Gott bewahre! daß hier, wie zu Paris, ein Schneidergeſelle präſidirte und den Ton angäb. In der Meſſe ſind ſie eine Verſammlung, die ihres gleichen nicht hat, und von Morgen bis zu Nacht dauert. Zuerſt — ich will nach dem Richterſchen, welches das vorzüglichſte iſt, urtheilen — ein Platz, der aus mehr als einem Zimmer beſteht. Die Zimmer, verbunden durch Glasthüren oder hohe offne Wölbungen, die vielfache Erleuchtung, die großen Spiegel, derer ich in einem Zimmer zählte, die Menge Volks, die verſchiednen Geſichter, immer neu für das Auge der Spekulation, alle Arten der Kleidung, und dann das Rauſchende der Muſik, das Beſtrebende beym Billardſpiel, die beobachtende Mine des einen, die ſchlafende des andern,

Männer um und neben ſich, die Millionen beſi-
tzen, ohne es verrathen zu wollen, in dieſem
Winkel ein Mahler, der alsbald die ganze Gruppe
aufnimmt, in jenem ein Dichter oder Philoſoph,
der ungeſtört ſeine Beweiſe oder wonnigen Gedan-
ken findet, hie ein witziger Einfall des Wirths
aufgehängt, der mit einer Lobrede der Geſund-
heit mit Anpreiſung der Erhaltung und Schonung
derſelben bey Vergnügungen einladet auf d. d.
dieſes Monats zu einem Punch Royal, da ein Ga-
lanteriehändler mit ſeinen ausgeſtellten Waaren
und dort eine Geſellſchaft, die um geringen Ein-
ſatz Lotto ſpielt. An einem Tiſche ſitzt der Politi-
ker, und durchwühlt den Erlanger, Hamburger
ꝛc. an einem andern der Schwelgende, der im-
merfort warme Getränke, als Thee, Caffee u.
ſ. w. in ſeinen Magen ſchüttet. Kurz! es iſt
der unterhaltendſte Anblick, der ſich denken läßt,
und wollt ihr überdies euren Ohren etwas zu
thun geben, ſo belauſcht den Kaufmann, der vom
Handel, den Avanturier, der von Reiſen, den
Schöngeiſt, der vom Schauſpiel, den Spieler,
der von den Launen des Glücks, und den Philo-
ſophen,

ſophen, der von der beſten Welt ſpricht. Geſittet genug hab ich es immer gefunden, und dies iſt die erſte und beſte Empfehlung.

Harmonie und Sechzehner.

Das erſte iſt eine Geſellſchaft, die aus Kaufleuten und Gelehrten, und die letzte, die blos aus Kaufleuten beſteht. Was man bey ſolchen Geſellſchaften ſogleich wahrnimmt, iſt, daß ſie ſich in ein gewiſſes Dunkel zu verhüllen äuſſerſt befliſſen ſind. Ihre Geſetze, ihre Verſammlungen, kurz ihre ganze Exiſtenz ſoll ungeweihten Augen verborgen bleiben. So viel ich von Beyden Nachrichten habe einziehen können, ſo läßt ſich würklich zum Vortheil der erſten vieles, und der letzten gar nichts ſagen. Nichts iſt lächerlicher, als wenn ſich kleine Zirkel das Anſehn der Wichtigkeit geben, ein Geſetzbuch conſtituiren, und alſo ihre Gravität in einen prächtigen Band einbinden laſſen. Eine Geſellſchaft, die blos das Vergnügen zum Grundſtein ihrer Stiftung gelegt hat, verdient nicht, daß ihre Exiſtenz in ge-

nauere Erwägung gezogen werde, denn Vergnügen ist allenthalben, da ist seine Fülle, wo es kein ausschliessendes Recht vor sich her trägt, und um in das Innere desselben zu blicken, richtet man lieber seine Aufmerksamkeit auf ländliche Szenen. Da sieht man Genuß aus der reinsten Quelle, da die Neigung zum Einfachen, und keine verwüstende Folgen, man wird von der Sorglosigkeit der Glücklichen hingerissen, die Vergnügen finden, ohne es zu suchen.

Die Harmonie richtet ihr Augenmerk auf Werke der Wohlthätigkeit, dies ist genug von ihrer Bestandheit gesagt, und da sie mehrere Nützlichkeiten im Verborgnen auszuüben Gelegenheit hat, so ist sie unter jene seltnen Erscheinungen zu rechnen, deren Werth nie jemand verkennen wird, und für welche alle Empfindung spricht.

Was heißt denn bey der Gesellschaft der Sechzehner, Ehrenmitglied? Sonst läßt sich noch von ihr sagen, daß sie Kaufleute, die bankrutt geworden sind, aus ihrem Zirkel herausstößt ꝛc.

Mar-

Markeurs.

Sind Miethlinge in den Schenken und Auberge, die dem Wirth in Bedienung seiner Gäste Hülfe leisten. Wahrhaftig, ein sehr noblet Trost! Es geht über alle Begriffe, wie hoch der Stolz des Pöbels steigt, so bald er eine Rolle vor den Augen der ganzen Welt zu spielen glaubt, und wenn er mit Leuten von allerley Stande zu thun hat. Der Wirth nimmt vom Dorfe oder aus der Classe der Dürftigsten einen Buben, wenn er noch klein ist, er giebt ihm Unterricht, wie höflich er die Gäste bedienen, wie er, was verzehret wird, genau anmerken, wie er auf eine verschmitzte Art zum unverdienten Profit concentriren soll. Erst ist der Bube plump und zaghaft gegen die Gäste. Er hat sich kaum aus der rohen Hülle, in der er so tief stack, herausgewunden, sein Haar ist noch nicht mit dem feinen Kamm und dem Puder bekannt, seine Füße stehen einwärts, seine Hände sind hart, sein Gesicht rauh und voller Flecken, und seine Sprache beleidigt seine Ohren. Aber Geduld, von dem allen ist

in 2 Wochen wenig mehr übrig. Er hört die bons mots seiner Cameraden, er sagt sie nach, er lacht selbst drüber, er putzt sich, er wirft sich in eine grüne Weste mit rothen Aufschlägen, er trägt große Schnallen, er lernt Billard spielen, und nun wird er allmälig der hochmüthigste, witzigste, eingebildetste, brutalste Mensch, der nur aus einem Dorfbuben werden kann. Er fühlt wie tief seine Rolle im Lauf der Dinge ist, und das giebt ihm den ersten Schwung. Er lächelt, wenn Fremde nicht so gut Billard spielen als er, er wirft mit Verachtung hin was verlangt wird, oder er sieht freundlich aus und da will er aussehn als hätte er die gnädige Laune, er spricht gern in das, woron man redet, urtheilt besonders wenns auf Welt- und Menschenkenntniß ankommt, forscht ob Fremde viel Geld haben, darnach schätzt er sie, läßt sich durch ein unerwartetes Trinkgeldchen gewinnen, hälts gern mit einem Mädel, und zittert für seinen Herrn wie für den Donner. Nicht selten, daß solche Diener den Fremden unhöflich begegnen; sie haben gleichsam alle miteinander die Impertinenz

zur

zur Regel ihres Handwerks gemacht, und darum einen Platz hier bekommen, weil man sagen kann, daß es in Leipzig keine aufgeblasnere und lächerlichere Classe Menschen geben kann als sie, und weil ihre Impertinenz eine Regel ist, die, wie wenig Regeln, schlechterdings keine Ausnahme leidet.

Das Johannismännchen.

Es ist ein Gesetz geworden, durch welches alljährlich am Johannistage ein geschnitztes Männchen auf die beste Manier ausgeschmückt, dem Pöbel vorgestellt, und dadurch bewiesen wird, daß man dem Kaiser geben müsse, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist. Die ganze Stadt Leipzig würde in Feuer untergehen, wo dieser Gebrauch nicht beobachtet, und dies Männchen nicht auf die elegantste Art gekleidet würde. An dem Morgen strömt die ganze Stadt hinaus zu dieser Solennität. Man nimmt Caffee daselbst ein, man hört einer Predigt zu, man trinkt reines Wasser von einem gewissen

Brun-

Brunnen, man füllt ſtillſchweigend eine Bouteille und trägt ſie mit ſich nach Haus, die Mädchen waſchen ſich mit dieſem Waſſer, denn es hat auf die Schönheit die nemliche glückliche Wirkung, als das Waſſer in der Charfreytagsnacht, aus einem Fluſſe geſchöpft. Man begafft das Männchen, man macht den Pöbel glauben, daß nun von neuem der Theurung, dem Krieg, der Feuersgefahr und allen Uebeln vorgebeugt ſey, weil man nicht unterlaſſen habe, dieſe Mönchsalfanzerey nicht aus der Gewohnheit kommen zu laſſen. Es iſt ein großes Feſt für den Pöbel, er iſt ausgelaſſen, er tanzt und ſpringt, er durchſucht die Felder, wo irgend ein feiles Mädchen in ihrer Nahrung zu befördern oder zu verhindern ſey, er findet ſie, und dingt oder zischt ſie aus. Das alles geſchieht zu Ehren des Johannismännchens, und ich empfehle allen Fremden, die die Stadt beſuchen, dieſe Merkwürdigkeit in Augenſchein zu nehmen. Sie iſt zu finden vor dem Grimmiſchen Thore bey dem Spital.

Bilder-Gallerie.

Wenn Winkler — der Beſitzer davon — ſo viel Dank einerndtet, als man ihm eigentlich ſchuldig iſt, dann iſt er dafür belohnt, daß er nicht Schätze einem thörichten Gebrauch, ſondern einer ſolchen That widmete. Patriotiſcher Denkungsart und patriotiſcher Handlung wird keiner ſeine Verehrung ſchuldig bleiben, und der verdient nicht ſeinen Namen auszuſprechen, der ihn zu verachten oder zu läſtern fähig wär.

Welch eine Augenweide! Die ſeltenſten Gemählde von der ſchöpferiſchen Hand eines Mengs, Raphael, Correggio, Rembrand, Rubens, Dürer, Holbein, Dietrich, Tiſchbein, van Dyk, Watteau, Denner, Moucheron, Oeſer, und andrer Meiſter der Italiäniſchen, Franzöſiſchen, Niederländiſchen und Deutſchen Schule.

Die beſten Werke der Genien zuſammengebracht und man iſt unter ſie hingeſtellt, das Auge huldigt dem Stück und das Herz dem Mahler. Es ſind die ſeligſten Augenblicke, in denen man bis zu der Höhe des Genies hinaufſehen

kann,

kann, sie lassen eine unauslöschliche Spur zurück, und ein und eben dasselbe Bild behält immerfort eine und eben dieselbe Würkung auf die Seele. Dichter, Schauspieler und Philosophen finden hier den Tempel zu ihrer Bildung. Mit ganzem Feuer seines Wesens eilt die Einbildungskraft des Dichters dem Mahler nach, wird feuriger entflammt und erweitert; der Schauspieler wetteifert um Ausdruck des Gesichts und Attitüde: das Costum ist ihm vorgezeichnet. Der Philosoph fühlt, gleichsam als trüg sich die Begebenheit vor seinen Augen zu, lebhafter, seine Abstraktionen und Resultate sind eben die, welche er durch eigne Erfahrung in der Zeit seines Lebens gemacht hat, deutlicher sieht er die merkwürdigen Gegenstände der Geschichte, sein Verstand urtheilt treffender, und sein Herz wird erwärmt und der Lehrling der Kunst — er wird immer von neuem beschämt, aber endlich hebt er mit Kühnheit die Schwingen, und fliegt nach.

Dichter und Mahler müssen nie aufhören Hand in Hand zu gehen. Je mehr einer des andern bedarf, mit desto gröſſerm Vortheil be-

darf

darf er ihn. Gleichwie der Mahler ſeine eignen Ideen, oder andre, die er beneidet, in den Werken des Dichters findet, ſo auch der Dichter in den Werken des Mahlers, und da man eher eine Sammlung von Gedichten als Gemählden vor die Augen bekömmt, ſo rath ich dem Dichter, wenigſtens in der Stunde, wo er nicht mit der höchſteignen Gegenwart der Göttin Poeſie beglückt iſt, und wenn er keine Gelegenheit hat, Gemählde-ſammlungen zu benutzen, wohl eingerichtete Catalogen davon zur Hand zu nehmen, vorausgeſetzt, daß darinn nicht blos der Name des Mahlers, der Titel des Bildes, und die Höhe und Breite angegeben, ſondern er ohngefähr ſo beſchaffen iſt, wie jener, den man von der Winkleriſchen Gallerie hat. Nichts, glaub ich, kann mehr ſeine Einbildungskraft bereichern, und wofern das unſre jungen Dichter unternähmen, würden ſie von der Wortklauberey und nonſenſikaliſchen Stanzen abkehren, und einſehn, daß ein Dichter in eben dem Grade, als der Mahler, Schwung der Einbildungskraft, Anordnung der Ideen, und feines Colorit gebrauchen muß.

Dem öffentlichen Gebrauche hat Herr Winkler 450 Stück gewidmet, wiewohl er über 1000, und noch überdies eine Sammlung von ohngefähr 80000 Blatt Kupferstichen besitzt. In 3 Zimmern sind die Gemählde aufgehängt, und der Eingang zu diesem Tempel bereitet schon zu der Verehrung vor, welche man der Göttin, die hier thront, willig opfert. Vielleicht hätte Herr Winkler mehrere öffentlich aufgestellt, wenn es der Ort litte, da ohnedies schon manche Stücke in zu weiter Entfernung vom Tageslicht hängen. Zur Ordnung sowohl als zur Bequemlichkeit, ist über die Gallerie ein Aufseher gesetzt, der Fremde und Dilettanten zu jedem einzelnen Stück hinführt, und die Erklärung desselben mit dem Namen des Mahlers andeutet. Aber zur Zeit hat dieser Aufseher kein höheres Verdienst, als daß er diese Sachen auswendig gelernt hat, und kömt's hoch, so sagt er, aus welcher Schule der Mahler gewesen sey, und daß Philipp Wouvermanns, gebohren zu Harlem im Jahr 1620, bey allen seinen Gemählden einen Schimmel angebracht habe.

Ver-

Verdienſt.

Folgende Nachrichten ſind zwar ſchon gedruckt, aber ich denke, daß man verdienſtliche Handlungen auch zweymal drucken laſſen darf. Sie ſind (faſt wörtlich) ausgezogen aus: Hiſtoriſcher Erzählung der Gemählde, welche Herr Gottfried Winkler beſitzet, Vorrede.

Beide Boſen, die verbrüderten Richter, Apel, Linke, Böttcher, Sander und Zemiſch, haben ſich, jeder beſonders, um die Baukunſt, Naturkunde, Mahlerey, Münzkenntniß und Tonkunſt verdient gemacht. Romanus, Koch und die Hohenthale haben mit ihren Häuſern ſich Denkmäler erbauet. Man bewundert, in ſo fern Reichthümer auf ſolche Art verbraucht werden, die apeliſchen, boſiſchen, richteriſchen und löriſchen Gärten; das Gebäude des Herrn Cammerrath Richter, bey dem eine anſehnliche Bilderſammlung ſich befindet, mit dem Mineralien-Cabinet des jetzigen Beſitzers, Herrn Stiealitz. Die boſiſchen und linkiſchen Erben ſammlen noch das Lob ihrer Eltern aus dem Munde der Ken-

ner, bey Vorzeigung ihrer aufbehaltnen Seltenheiten der Natur. Linken sehn wir, durch das 1733 herausgegebene Werk des Herrn C. G. Fischer de stellis marinis der Nachwelt leben; wie Herr D. Richter, dessen Naturalien-Cabinet man in mancher Residenz vergeblich sucht, das Gedächtniß seines Vaters durch das vom seligen D. J. C. Hebenstreit 1743 herausgegebene Museum Richterianum verewigt sieht. Machen nicht die Kunstverständigen täglich von der Wahl der Gemählde, die Herr Böttcher veräusserte, und Winklers Cabinet einverleibet sind, einen untrüglichen Schluß auf den Geschmack dieses verdienten Kenners? Lebt nicht Sander noch durch seine Bemühungen um die Numismatic, die er ihren Liebhabern unter dem Namen: Sammlung rarer und merkwürdiger Gold- und Silbermünzen 1751 bekannt machte, und ihr binnen 3 Jahren, zwo Fortsetzungen folgen ließ? Wer wird nicht auch in Zukunft den Eifer für die Aufnahme der Tonkunst rühmen, die wir dem Herrn Zemisch seit 42 Jahren zu verdanken haben? dessen unermüdete Bemühung

dem

dem Leipziger Concerte eine Gestalt gab, die ihm ungeschmeichelte Lobsprüche vieler ausländischen Virtuosen und Kenner erwarb. Auch bey ihm, dem Lieblinge der Euterpe, der Melpomenens Tempel erbaute, findet man einige Moucherouk, Ruisdale, van der Neer und Thielen aus seiner besten Zeit, bey einer kleinen wohlgewählten Sammlung geschnitzter Bilder in Elfenbein, Stein und Thon der Balth. Permoser. Herr Zacharias Richter ist nicht weniger schätzbar durch die Erbauung seines Gartens, als durch die Hinterlassung des herrlichen Cabinets, welches dem Winklerschen brüderlich zur Seite steht, als Herr Thomas Richter, dessen Kunstzimmer wöchentlich einer Societät von schönen Geistern, Künstlern, Kennern und Kunstliebenden geöffnet werden, der zur Sammlung seines verstorbnen Vaters einen schönen Vorrath von Mineralien, und eine ziemliche Anzahl geschnitzter Figuren in Elfenbein gesellte, aus denen das Genie eines Balthasars, Hermanns und andrer grossen Meister hervorleuchtet. Noch besitzt er eine Kunstbibliothek, die

vielleicht eine der vollſtändigſten in Deutſchland iſt. Die Wände des richterſchen Naturalien-Cabinets prangen mit Schildereyen. Aus der Verlaſſenſchaft des Herrn Thiele ſind viele gute Stücke von ihm und andern an Herrn Regis gekommen, die er den Werken braver Meiſter zugeſellt hat. Bey den boſiſchen Erben, in den hanſiſchen, weidemanniſchen und andern Gartenhäuſern ſind einige Stücke, die bemerkt zu werden verdienen. Wenn wir uns noch der Alterthümer und andrer Seltenheiten der Rathsbibliothek erinnren, wo auch ein groſſer Schatz von Kupferſtichen liegt, müſſen wir uns des Ueberfluſſes unſrer Merkwürdigkeiten freuen. Paul Hermanns 4 marmorne Gruppen von Kindern, die den richterſchen Bildersaal ſchmücken, Permoſers Jupiter, Juno, Mars und Venus beym Eintritte des apeliſchen Gartens, ſeines Scholaren ſinkende Hoffnung und verlohrnes Glück im Grunde des boſiſchen Gartens, und der am benachbarten Weingartenhauſe des Herrn Raabe ausgeſtellte Vertumnus, welcher mit abgezogner

Maske

Maske der schamhaft weichenden Pomona entgegen zu treten scheint, sind der Aufmerksamkeit würdig ꝛc.

Feile Mädchens.

Vorher muß man den bittersten Unwillen gefühlt haben, ehe man das Wort: Feiles Mädchen mit Gleichgültigkeit aussprechen lernt, und so man weiß, welch Handwerk es ist, wird man es nie lernen. Zuerst erwäge man die Ueberwindung der weiblichen Schamhaftigkeit, dann die Kühnheit, nicht etwa auf den Mann zu warten, der ihre Buhlerey mit Geld lohnte, sondern ihn, ehe er es noch wünscht, an sich zu ziehen, endlich noch die schreckliche Stunde, in der sie für den Folgen zittern. Jedem Fremden schildert man von der Seite die Stadt als gefährlich, und ist es gleich eine Unwahrheit, öffentliche der Wollust gewidmete Häuser hier anzutreffen, so bleibt es doch eine Wahrheit, wider die sich nichts sagen läßt, daß, weil die Völlerey nicht in Mauren eingeschränkt ist, sie nun weit heftiger

ſer denſelben wüthe. Die eigentliche Claſſe der Buhlerinnen beſteht aus Mädchen, die ihrer Kleidung nach unter den gemeinen Stand gezählt werden. Verliehren ſie den Dienſt als Köchinnen und Aufwärterinnen in Familien, oder bringt ſie der Verluſt ihrer Jungfräulichkeit um Ehre und Credit, ſo fangen ſie an, zu dieſem Handwerk ſich zu bekennen. Das Mädchen, die ſonſt bey dem glühenden Auge eines Mannes die Augen niederſchlug, ihren erſten und beſten Stolz für beleidigt hielt, erröthete, floh, dieſe ſchaut um ſich mit einem Blick, der in den unermeßlichen Abgrund alles hinabzuſtürzen heiſcht. Der Biſſen Brodt, den ſie iſſet, der kummerloſe Schlaf iſt um keinen andern Preis, als um den Verluſt der Geſundheit eines Mannes und ihrer eignen erkauft. Je unglücklicher ſie macht, je mehr ſie einärndtet, deſto bequemer ſie lebt. Sie baut auf Ruinen, und nun komm her unerfahrner Jüngling, man wird dich unter ihnen mit begraben.

Des Abends wandern ſie umher auf den Straßen oder vor den Thoren der Stadt, doch

mit

mit groſser Behutſamkeit, weil die Polizey für ſie ein wachſames Auge zu haben ſcheint. Das iſt gewiß, ſchon ihr Blick tödtet, und keiner reißt ſich aus ihrer Umarmung los, der nicht ſeine Geſundheit und mit ihr ſeine Tage vergiftet hätte. Man ſchafft ſie ins Lazareth, wenn die Fäulniß ſie ſchon Verſtorbnen gleich gemacht hat, und wenn durch ſie vorher eine groſſe Anzahl blühender Jünglinge ermordet worden iſt. Eine Peſt kann nicht mehr hinraffen, als in dieſer Stadt die Wolluſt, und nichts kann mehr Mitleiden verdienen, als eben der Jüngling, der in ihrem Schooß nicht nur Jugendkraft, ſondern Genie, Leben und Frohſeyn auf ewig verlohren hat.

Ob es für die Polizey ſchändlicher wär, wenn ſie, um die Schädlichkeit eines nothwendigen Uebels zu verhindern, oder um dem Staat weniger Bürger zu rauben, die Huren nach aller Strenge der Geſetze von den Straßen verbannte, ſo wachſam wär, daß kein Mädchen ohne Beruf auf den berüchtigten Straßen umher gehen dürfte, ohne die härteſte Ahndung

nicht ertappt, jede Kupplerin der öffentlichen Schande Preis gegeben, die Männer mit gleicher Wichtigkeit bestraft, und ein Haus gestiftet würde, in dem man der Wollust Platz machte, aber genau schädliche Folgen verhütete, das geb' ich ihr zur Ueberlegung.

Jene feinen Wendungen und Zoten, mit denen dergleichen Mädchen immer ausgerüstet zu seyn pflegen, überlaß ich der Schilderung und dem Detail des Verfassers der Galanterien von Berlin — und das von Herzen gerne.

Galonirte Kleider.

Sättigung des heißhungrigen Stolzes und der lechzenden Eitelkeit macht einen Haufen Menschen so glücklich, als sie unglücklich seyn würden, wenn sich Hindernisse ihren hohen Wünschen entgegen setzten. Es giebt Creaturen, die, wenn sie das schimmernde Kleid abgelegt haben, vor dem Spiegel sich selbst gestehn, daß sie ohne dasselbe nichts sind. Das Gefühl des Stolzes wird in dem Augenblicke äusserst gekränkt, und nur

dann

dann flieht von ihnen der Mißmuth gleich dem Nebel, den die Sonne zertheilt, wenn sie im vorigen Glanze wieder auftreten. Da steht denn nun der kleine Halbgott — bewundert ihn, wie den Baum, der schöne Früchte trägt, gleich ihm entzückt er das Auge, und gleich ihm verlangt er nicht abgehauen und ins Feuer geworfen zu werden. Der kleine Halbgott hat es nicht dahin gebracht, daß er unter den Menschen bemerkt werde, er nimmt seine Zuflucht zu diesem Mittel und nun ist die Majestät um und neben ihm, und nun beugt eure Knie, ihr Geschöpfe ohne Goldbesetzte Kleider. Auf einmal (ich kenne kein Mittel, das so schnell würkte) sind bey ihm die wichtigsten Tugenden, die heiligsten Vorzüge ersetzt, du selbst Tugend fliehe sein Herzunahen, er wird mit dem Blick der Verachtung dich niederschlagen und mit Füßen treten.

Erziehung.

Es ist nicht schwer zu errathen, welchen Eindruck Sitten und Gewohnheiten dieser Stadt

auf

auf das junge Herz und den unbeſtimmten Verſtand eines Kindes machen. Ich habe ſchon deutlich genug den Hauptcharakter der Einwohner verrathen, und nun weiß man, wie eifrig jeder ſucht zum Glanz des Ortes etwas beyzutragen. Eine Anzahl begüterter Männer, die noch überdies mit Nationen in Verbindung ſteht, welche ihre Vorzüge in äuſſerlichen Schimmer, in anſcheinende Wohlhabenheit ſetzt, reizt eine andre Menge weniger begüterter und zuletzt dürftiger Menſchen, die Maske des Reichthums vorzuhalten. Wenn Reichthum einem ſchwachen Kopfe zu Theil wird, ſo gebiert er Stolz; wenn dieſe Reichen unter Menſchen leben, die nichts beſitzen, ſo wünſchen ſie beneidet zu werden, ſie hüllen ſich gleichſam in ein Gewand, das glücklicheres Leben ſoll durchſchimmern laſſen, ſie verſäumen nicht in jedem Fall zu zeigen, daß ſie begütert ſind. Da wo Künſte und Wiſſenſchaften Reichthum erfordern, benutzen ſie die Gelegenheit einmal, und die Armen, die ſich bis itzt noch mit Schätzung derſelben ſchmeichelten, müſſen einſehn, daß es einem Reichen ein Kleines iſt, Mann von

Ge-

Geſchmack und von Geiſte zu ſeyn. Sofort ahmt man Städte nach, die im ewigen Rauſch des Vergnügens und der Verſchwendung leben, die geringſte Thorheit wird copirt, der Ton iſt von den Reichen angegeben, die Armen, um ja Erſatz für den Blick der Verachtung zu haben, greifen zu dem Mittel den Reichen beyzukommen. Je volkreicher die Stadt iſt, je leichter wird Luxus, und was er unter ſich begreift, Laſter, Narrheit ꝛc. gangbare Münze. Je verſchiedner die Verhältniſſe des Reichthums unter den Privatperſonen ſind, je mehr ſucht man ſie der Auſſenſeite nach gleich zu machen, und der gröſte Reiche iſt, dem alle nachahmen. Nach den erſten Verſuchen erwacht der Stolz, man wird im Verſchwenden Original, den Nachahmer hängt man an die Wand. Jetzt iſt Uebertreffen die Loſung. Reichthum, ſo will man, ſoll einen Wink geben, andre zu überreden, daß er nicht etwa nur geſitteter, nein! ganz glücklich mache, und über dieſem Beſtreben vergißt man, der Thorheit nicht zu nahe zu treten. Die Zeit iſt ein Baum, mit dem alle Früchte wachſen.

Wohl-

Wohlan! man sieht die größten Fortschritte. Die Folgen des Luxus, wenn sie nicht tödtlich seyn sollen, erfordern Stunden der Betriebsamkeit und des Wuchers, in denen man nicht so viel Zeit hat, zu seinem sterbenden Vater zu sagen: Fahre wohl, und seine Stunden oder seine Jahre selbst haben keinen übrigen Augenblick, in der ein Vater seine Kinder zählen oder ihr Glück befördern könnte.

Wenn denn nun Kinder ihre Eltern in unendlichem Wirbel rauschender Vergnügungen umherbewegen, den Stolz auf Reichthum, die Vorzüge die man ihm einräumt, die Kniffe bey Credit zu bleiben, Gleichgültigkeit gegen Laster, Kälte gegen Tugenden, Muster der Eitelkeit der Narrheit sehn, wenn entweder eine Mutter niederreißt, was ein Vater bauet, oder umgekehrt, wenn Leute, unter deren Händen sie sind, niedrige Denkungsart besitzen, so wird die Erziehung gar gut von statten gehn. Der Herr Magister oder die Creatur von Hausinformator verlichrt sein Ansehn mit dem steigenden Alter des Kindes, er ist für den Gehalt von 70 — 80 Thlr.

Thlr. ein Lohnlaquey. Er unterrichtet im Latein, Griechiſchen, Franzöſiſchen, Geographie, Naturlehre, Zeichenkunſt, Muſik, Rechnen und Schreiben, aber in der Art zu leben und ſeine Rolle zu ſpielen, unterrichten Eltern oder Erfahrung. Verſtand und Herz gewinnen ſelten eine gute Richtung. Die Eltern weniger Vermögens ſchicken ihr Kind in die öffentliche Schule, da lernen ſie zu Sankt Niklas mehr Bübereyen und weniger Wiſſenſchaften. Die Thomasſchule begreift arme Magiſterſöhne vom Dorfe oder andern Städten, und mehrere Kinder, deren Eltern arm, aber ein gar auſſerordentliches Behagen am alten Schlendrian finden. Ueberdies gratuliren ſich es die Eltern von Herzen, wenn ihre Söhne Freiſtellen erhalten. In die Winkelſchulen gehn die Kinder der gemeinſten Leute in der erſten Jugend, und hier iſt das Lobenswürdigſte, ſie ſchreyen beym Anfang und Ende allzeit ein Lied her. Das Chriſtenthum verſtehn die Präceptores wie Luther, das Schreiben wie Stöpſ, das Rechnen wie Peſchek, und das Prügeln wie Soldaten. Die arme Jugend!

Es ist unzähligemal gesagt und noch nicht gehört, sonst würde man den vernünftigsten Vorstellungen sogleich nachgegeben haben, daß die Mütter ihre Kinder selbst säugen, am allerwenigsten in ausschweifenden Städten den Ammen überlassen sollen. Müßte es denn endlich ja seyn, daß eine Mutter an dem Vergnügen ihrem Kinde die Brust zu reichen gehindert würde, so vertraue man es einem Weibe vom Lande; aber sie darf, so bald sie in der Stadt sich aufhält, nicht aus den Augen gelassen werden. Noch ists nicht befolgt worden, die Kinder mit Wiegen und Einwickeln zu verschonen, allein noch sieht man die Folgen.

Dürfen wir ferner die Erziehung aus einem andern Gesichtspunkte betrachten, dürfen wir fragen, ob das Erziehen heißt, einem Kinde die Nahrung des Körpers geben, es groß wachsen sehen, aber es weder zu einem guten Weltbürger, noch hinwiederum zu einem weisen Vater zu bilden? Ersetzt ein unvernünftiger Vater seine Pflicht, die eigentlich ist sein Kind selbst zu erziehen, dadurch, wenn er es einem Lehrer an-

anvertraut, der ihm um des Brods willen Sprachen oder Dinge lernt, die er zu seinem Fortkommen nöthig hat, ohne ihm das zu lernen, was das Glück seines gesellschaftlichen Lebens am hauptsächlichsten befördert. Wer in seiner Jugend lernte, Launen des Glücks und des Unglücks, verachtungswürdige Menschensitte ꝛc. gleichgültig dulden, wem man sagte was es heißt Mensch seyn, wem man die Bürde fühlen ließ, die auf jedes Nacken drückt, der einsah, welche Einrichtung die Gottheit machte, welchen Platz sie jedem bestimmte, von da nicht über die Grenzen der Menschlichkeit hinaus will, entweder nicht mehr als Mensch, oder nicht weniger zu seyn glaubt, der ward gut erzogen.

Unter den wichtigsten Dingen kann nichts wichtiger seyn, als die Erziehung. Wer den Plan übersah, den Rousseau bey seinem Emil befolgte, der hat es schon eingestanden.

„Sehet in seinen geschwinden, aber doch gewissen Bewegungen die Lebhaftigkeit seines Alters, die Gewißheit seiner Independenz, die Erfahrung seiner vielfältigen Uebungen. Er hat

eine offne und freye, aber doch' weder eine unverſchämte noch eitle Mine; ſein Geſicht, welches man nicht ſteif und feſte auf Bücher gerichtet hat, fällt nicht auf den Leib herunter, man hat nicht nöthig ihm zu ſagen: Kopf in die Höhe, denn er hat noch noch niemals Urſache gehabt, ihn weder aus Scham, noch aus Furcht zu hängen. Wir wollen ihn mitten in die Verſammlung ſtellen; ſtellen Sie einen Verſuch mit ihm an, meine Herren, fragen Sie ihn recht vertraut; befürchten Sie nicht etwa ſein ungeſtümes Weſen, noch ſein Geſchwätz, noch ſeine unbeſonnenen Fragen. Fürchten Sie nicht, daß er Sie etwa möchte einnehmen, daß er verlangen möchte, daß Sie ſich mit ihm allein beſchäftigen ſollten, und daß Sie ihn etwa nicht wieder los werden könnten. — Erwarten Sie nichts von ihm, als die natürliche und bloße Wahrheit, ohne Zierrath, ohne Putz, ohne Eitelkeit — er wird ſich der Rede ſeines erſten Unterrichts in aller Einfalt bedienen. Wenn er nichts aus dem Herzen weiß, ſo weiß er doch viel aus Erfahrung. Wenn er auch nicht ſo gut als ein ander Kind in unſern Büchern lie-

lieſet, ſo lieſet er doch beſſer in dem Buche der Natur, ſein Verſtand befindet ſich nicht auf ſeiner Zunge, ſondern in ſeinem Kopfe. — Er kann nur eine Sprache reden, aber er verſtehet was er ſaget, und wenn er es auch nicht ſo gut ſaget, als es andre ſagen, ſo thut er doch hingegen beſſer als andre thun. Er weiß nicht, was das ſagen will, Uebung, Gebrauch, Gewohnheit; das was er geſtern machte, hat keinen Einfluß auf das was er heute macht. — Wenn er auf ſeiner Seite einigen Beyſtand nöthig hat, ſo wird er ohne Unterſchied den erſten darum bitten, ja er würde den König eben ſo wie ſeine Bedienten darum bitten: alle Menſchen ſind in ſeinen Augen einander gleich. Sie ſehen aus der Mine, mit welcher er bittet, daß er empfindet, daß man ihm nichts ſchuldig ſey — er weiß, daß die Leutſeligkeit beweget dergleichen zu bewilligen. Seine Stimme, ſein Blick, ſeine Geberde haben ein Weſen, das eben ſowohl an die Dienſtwilligkeit, als an die Verweigerung gewöhnet iſt. Das iſt weder eine kriechende und knechtiſche Unterthänigkeit eines Sklavens, noch

der gebietriſche Ton eines Herrn — Was er immer mag thun wollen, ſo wird er nie doch etwas unternehmen, das ſeine Kräfte überſteiget, denn er hat ſie wohl geprüft und kennet ſie. Er wird ein aufmerkſames Auge haben, er wird nicht andre nach allem fragen, was er ſieht, er wird es ſelber unterſuchen. Wenn Gefahr vorhanden iſt, ſo wird er ſich nicht entſetzen, da ſeine Einbildungskraft noch unthätig bleibt, ſo ſieht er nichts gröſſer an, als es iſt. Er trägt das Joch der Nothwendigkeit von ſeiner Geburt an, er iſt wohl darzu gewöhnet, er iſt zu allem bereit. Seine Spiele ſind ſeine Beſchäftigungen, er merket darinnen keinen Unterſchied. Vergleichungsweiſe — Mengen Sie ihn unter andre Kinder und laſſen ihn thun was er will. Sie werden bald ſehen, welcher von ihnen am wahrhaftigſten gebildet iſt, und welcher von ihnen der Vollkommenheit ſeines Alters am nächſten iſt. Unter den Stadtkindern iſt keines geſchickter, aber er iſt viel ſtärker als irgend ein andres. Denen Bauerkindern kommt er an Stärke gleich, und übertrift ſie an Geſchicklichkeit — Wir werden

ſagen, er hat ſeine Kindheit genoſſen, wir haben ihm nichts laſſen verderben von dem, was die Natur ihm gegeben hatte.„

Dies iſt auszugsweiſe Rouſſeaus Schilderung ſeines Emils, wie er in dem Alter von 10 — 12 Jahren war. Nun folgt ſein höheres Alter und ſein Eintritt in die Welt.

„Er ſey auch in einem Stande gebohren, in welchem er wolle, und fange auch an, in eine Geſellſchaft zu treten, in welche er wolle, ſo wird ſein Anfang doch ſchlecht und ohne Pracht ſeyn; Gott wolle nicht, daß er ſo unglücklich ſey und ſich in derſelben vor andern hervorthue: die Eigenſchaften, welche bey dem erſten Anblick rühren, ſind nicht ſeine, er beſitzt ſie nicht und will ſie auch nicht beſitzen. Er achtet die Urtheile der Menſchen viel zu geringe, als daß er ihre Vorurtheile etwas achten ſolle, und er bekümmert ſich gar nicht darum, daß man ihn eher beurtheilet, als man ihn kennet. Seine Art ſich vor den Leuten zu zeigen, iſt weder beſcheiden noch eitel, ſondern ſie iſt natürlich und wahr. Obgleich Emile die Menſchen nicht hochſchätzet, ſo wird er doch auch

keine Verachtung gegen ſie blicken laſſen, weil er ſie beklaget und von ihnen erweichet wird — Er iſt viel zu verſtändig, als daß er jemals ſollte ſchwatzhaft ſeyn. Er richtet ſich nach den Gewohnheiten andrer, iſt niemals vergnügter als wenn man nicht auf ihn Achtung giebt. Da er die Menſchen liebt, weil ſie ſeines gleichen ſind, ſo wird er beſonders diejenigen lieben, die ihm am ähnlichſten ſind, weil er merkt, daß er gut ſey, und da er von dieſer Aehnlichkeit aus der Uebereinſtimmung des Geſchmacks in moraliſchen Dingen urtheilet, ſo wird er ſehr vergnügt ſeyn, daß er in allem, was von dem guten Charakter herrühret, gebilliget wird. Er wird eben nicht ſagen, ich freue mich, weil man mich billiget; ſondern ich bin erfreuet, daß man das, was ich Gutes gethan habe, billiget.„

Rouſſeau ſagt ferner, man ſolle die Kinder nicht erziehen, als ob ſie nur an den Boden eines Landes gebunden, das ganze Jahr hindurch nur einerley Jahrszeit, ein jeder ſeines Schickſals ſo gewiß wär, daß nichts darinnen verändert werden könne, als ob eins nimmermehr nöthig

hätte

hätte aus ſeiner Kammer zu gehen, als ob es beſtändig mit ſeinen Leuten umgeben ſeyn ſolle ꝛc. Man lernt ihm nicht die Noth ertragen, ſondern man übt ihn, ſie recht zu empfinden. Eignet die Erziehung des Menſchen dem Menſchen zu.

Deutſcher Adel.

Es iſt ein gar großer Unterſchied zwiſchen deutſchem und franzöſiſchem Adel, und es würde ſehr wenig dazu gehören, in einer vermiſchten Geſellſchaft derſelben, beyde von einander zu unterſcheiden. Der adeliche Hofmann weicht von dem Cavalier, der von Geſchäften frey auf ſeinem Ritterſitz lebt, ab, und der junge Offizier ſucht ſich in die Launen ſeiner Geſellſchaft zu ſchmiegen, er beträgt ſich mehr nach dem ſchönen Geſchlecht. Der franzöſiſche Adel beſitzt weniger Stolz auf ſeine Ahnen, er ſtimmt in das allgemeine Betragen ſeiner Nation ein, die liebenswürdige Sitten ſchätzt und geſchätzt wiſſen will. Der deutſche Adel iſt unter den

Deutſchen noch der eingebildetſte, uncultivirteſte Theil. Nur der Sage nach iſt's einem Edelmann bekannt, daß ſeiner Voreltern einer, Gott weiß von welchem Kaiſer und bey welcher Gelegenheit, zum Ritter gemacht wurde, da glaubt er, ſeit der Zeit mehr als der Haufen Geſchöpfe, die leben, weben und ſind, zu ſeyn. Seht ihn, ihr Franzmänner in ſeiner Majeſtät auf dem Rittergut, die ganze Welt verdient zu wiſſen, wie viel er Pferde aus- und eingehn hat, ſeht ihn auf Bällen, Redouten und dergleichen, welche ſeltne Plumpheit! Meint ihr nicht, er ſolle gemeinſchaftlicher mit dem Pöbel umgehn, um klüger und dadurch menſchlicher zu werden? Dummer als der gemeine Pöbel, glaubt er ihn durch ſein Betragen zu kränken, aber wahrhaftig, jener lacht bey jedem Vorfall über die Maaßen. Ganze Familienſzenen aus hohen Häuſern werden in kleinen Hüttchen auf die poßirlichſte Weiſe nachgeahmt. In langen Winterabenden zum Zeitvertreib, macht der Bauer oder Bürger, der ſein Geſicht in ſchwülſtige, hämiſche Züge legen kann, den Baron, die andern Haus-

ge-

genoſſen ſtellen die übrige Familie vor; man lacht nach geendigter Poſſe aus vollem Halſe, und der kleinſte Mann im Hauſe ſpricht und denkt: Es iſt um den geſunden Menſchenverſtand ein treflich Ding. Die Erziehung der Kinder bleibt auf altem Fuß, damit ſie nicht aus der Art ſchlagen, und es iſt eben nicht ſo leichte wie ihr guten Leute denkt, daß man den Kindern die Ahnen feſt einprägt und ihnen zeigt, wie ſie adelicher Weiſe durch die Welt gehen ſollen. Brauchen von Geiſteskräften keine Benutzung zu machen, laßt die Schulfüchſereyen vom Halſe, Paſtores und Doktores können ſchon gemeine Leute werden, aber Hofräthe und Geheimeräthe werden Junkers durch Ahnen, Rekommendationen und Geld — aber nicht bey allen Fürſten.

Jeder Edelmann läßt ſich jezt an einem fremden Ort Varon heiſſen, wiewohl es wider die Würde des alten Adels ſtreitet, auch kann man den Adel mit Geld kaufen.

Philoſophiſche Vorleſungen.

Wer mit der Philoſophie jenen erhabnen Begriff verbindet, daß ſie uns zu Weiſen heiligt, indem ſie uns zu Menſchen bildet, der ſollte nicht erfahren, daß hier mehr als ein der Philoſophie geweihter Tempel wär. Nur ein Tempel ſollte ſeyn, weil es nur einen giebt, der in ihm Lehrer zu ſeyn verdient. Aber es giebt viele Hörſäle, viele Lehrer, und nun laßt ſehen.

Es müßte ihnen, meine Herren Philoſophen, nicht um Leibes Nahrung und Nothdurft zu thun ſeyn, oder ſie ſollten ſich ſo habilitiren, daß man nach gehörten Vorleſungen nicht ſagen dürfte: Es iſt ihnen drum zu thun. Das Publicum denkt zu billig, wenn es ihnen für ein bischen Beleſenheit, Sprachkenntniß, Raiſonnement den wichtigen Namen giebt. Denn überlegen, ſie nur ſelbſt, ob ſie mit allen zuſammengeſtohlnen Syſtemen dem Ariſtoteles, Plato, Sokrates an die Achſel reichen. Man hört freylich wohl, daß ihnen die Alten par renommee bekannt ſind, und man erſtaunt, mit welcher Leichtigkeit ſie Leibnitzen,

ten, Mendelsſohn, Eberhard, Leſſing und andre überſehn, aber es giebt Beurtheiler, die ſich an ihren Cathederton im geringſten nicht kehren. Einer von ihnen iſt beſonders für die liebe Jugend geſchaffen; ſie bewundert die Grandezza, mit der er jeden Augenblick ſein Schnupftuch aus der Taſche zieht, ſich räuſpert, eine Priſe Taback nimmt, ein Wirthshausgeſchichtchen erzählt, und dem Philoſophen Plattner aus Ignoranz eine Schlappe anhängt. O glücklicher Irrthum, wird jeder ausrufen, der es mit anhört, wenn er ihn einen ſuperfiziellen, ungeordneten, Denkens unfähigen Kopf nennt: O glücklicher Irrthum, wenn du deine Zauberhand einmal von dieſem Deklamator abzögeſt, dann würde er eher verſtummen, als ſagen: Plattner iſt weniger als ich. Auf ſeiner Stirne würde man leſen: Ich bin nicht werth ihm die Schuhriemen aufzulöſen. Bis dahin, wenn ja noch der Zeitpunct kommen ſollte, wird er nicht unterlaſſen, ſeine Auditores ſpaßhaft damit zu beluſtigen, daß Pl. nichts von der ſchulüblichen Logik verſtehe, ohne die doch die Vernunft ſich zu keiner S —

Höhe

Höhe schwingen kann, und daß er es in der Metaphysik nicht weit gebracht habe.

Ein andrer hält moralische Vorlesungen, und es glückt ihm Beyfall zu erhalten, den seine seichten Exklamationen nicht verdienen. Er legt's den Jünglingen so weich, so zuckersüß ans Herz wie ein Roman. Gelesen hat er, aber gedacht — ja, wo es auf ein empfindsames Wörtchen ankam. Ein dritter hat auch das Compendium seiner Philosophie niedergeschrieben und drucken lassen; mancher H. hat ihm eine Woche Nachsuchen, und eine Stunde ordnen und abschreiben gekostet. So bald sie sich's allzusammen gefallen liessen, Schüler von Plattnern zu seyn, würde man nicht erstaunen, aber seine Herren Collegen — das giebt Wunder!

Von Plattnern, der den Namen des Verehrungswürdigen ganz verdient, ist hier nicht der Ort, zu sprechen, weil wir eben von diesen seinen Herren Collegen ein paar Worte gesagt haben, und welche niemand für Schmähsucht halten wird, der seinen und der übrigen Vorlesungen eine Stunde sein Ohr leiht.

Hey-

Heyrathen.

Fast heißt man es Tollheit, weil, wie man sagt, ein vernünftiger Mann seine Freyheit um keinen Preis weggiebt. Ich habe wider die Benennung nichts einzuwenden, wenn dem Dinge so ist, daß ein Mann sein Weib nach einigen Nächten zu lieben aufhört und zum Voraus so entkräftet ist, daß er kaum den guten Willen, geschweige noch die Fähigkeit hat, sein Geschlecht fortzupflanzen. Und wie manche Buhlerinn macht nicht in einer Nacht den Vorsatz und die Möglichkeit zu heyrathen und Kinder zu zeugen bey vielen männlichen Jünglingen zu nichte. Das geschieht in einer volkreichen Stadt eben so häufig, als daß verheyrathete Frauen ihre Männer hintergehn und — hintergangen werden. Wenn man die Eitelkeit der Weiber, ihre Erziehung, unsre Sitten überschaut, so sollte man kaum glauben, daß der vor dem Altar ertheilte eheliche Segen und die gelobte eheliche Treue zu etwas anderm als zu entgegengesetztem Betragen und grenzenloser Ausschweifung dienen könne.

Die

Die Geſchlechtsluſt der Knaben iſt ſchon mit dem 12ten Jahre erregt, ihre mit der Zeit wachſende Kühnheit ſucht gar bald befriedigt zu werden, dann löſen ſie die Bande verknüpfter Ehen auf, oder rauben in ſchwachen Augenblicken die Tugend, den Stolz der Jungfrauen und den Schatz des künftigen Gatten.

In dem Augenblicke, da einer heyrathen will, ſucht er nicht ein Weib, ſondern Vermögen. Je weiter wir von der feſten, ſtreitbaren Liebe für Frauen entfernt ſind, deſto näher der Sättigung der Bedürfniſſe unſrer Weichlichkeit und der Verſchwendung. Es iſt ſonderbar, daß die Frauen, ob ſie gleich Liebesgeſchichten, Intriguen und dergleichen ſelbſt leſen, ja, was noch mehr, ſie zu ſpielen vollkommen ſind, ſich doch einmal über das andre durch Bekenntniſſe ſtammelnder Jünglinge betrügen laſſen. Aber nein, um nicht die Schande zu ertragen, alte Jungfer genennt zu werden und unverheyrathet zu bleiben, laſſen ſie alles mit der Bedingung geſchehen, daß man von ihnen wieder alles geſchehen laſſe.

Bey uns fügt sich's, daß ein begüterter Mann seine einzige Tochter einem würdigen jungen Menschen abschlägt, wiewohl er sie ihm vor 3 Wochen zusagte. Denn vor diesen 3 Wochen war der Vater dieses jungen Menschen noch nicht bankrutt, und damals litte also auch ein kleines Interesse von Seiten des Vaters des Mädchens noch nicht. Jetzt, obgleich der junge Mensch weder an Gutheit der Seele noch sonst etwas bankrutt geworden ist, sieht er die Thränen, die um ihn vergossen werden, fühlt den harten Streich des Glücks, das um Geld und Geldeswerth seine besten Tage wegstiehlt, und wünscht sie arm und sich arm, um — einen beßren Reichthum zu besitzen. Mir hat, so auffallend das Betragen des Vaters ist, diese Liebe etwas von alter Sitte; weil man sonst sich in Würklichkeit stärker liebte, als heut zu Tage kaum in den biedersten Romanen. Aber es fügt sich auch noch, und wir sehr gern dieses Geschichtchen an jenes, daß eine Frau, die Tochter eines der allerreichsten Männer d. St., um ihren Mann, da er bankrutt wird, von der Schande zu retten,

ihr

ihr eingebrachtes Vermögen, von dem sie füglich würde haben leben können, hingiebt, und gleichsam dadurch beweist, daß es in unsrer Zeit nicht nur eine edle Frau geben könne, sondern daß auch ächte Liebe eines Weibes eben so gern mit ihrem Mann Glück, als Unglück theilt.

An die Reichen.

Wenn wir auch nicht alle ein Glück haben, so haben wir doch alle ein Herz, das gewisse Gefühle des Mitleids nie verläugnet, und es wär die traurigste Erfahrung, wenn Sie solche um Gold verkaufen könnten. Ueberlegen Sie zuerst was es heißt, sein Leben nach vergnügten kummerlosen Tagen zählen, gestehen Sie sich selbst, daß die Vorsehung Ihnen dies Geschenk gemacht hat, und dann sehen Sie hin auf den Dürftigen, der keine Stunde des Lebens mehr zählen mag, weil es zu bitter ist, Hunger, Noth und das mannigfaltige Elend in das Gewand der Thränen zu verhüllen, und weil jeder heiße Tropfen das blutende Herz mehr verwundet. Können Sie wohl glau-

glauben, wenn Sie ſehen, wie des Unglücklichen Speiſe Kummer, und ſein Trank Thränen iſt, daß ſeine Noth dadurch erleichtert werde? Kummer, ſo er nirgends Erleichtrung findet, ſtählt nicht das Herz, er zermalmt es. Mir dünkt es, wenn ich die Gottheit von der Ungerechtigkeit frey ſprechen wollte, als hätte ſie unter Reichen und Armen das Verhältniß beſtimmt, gleich dem unter Eltern und Kindern. Ohne ſich Nahrung erwerben, ohne ſeine Bedürfniſſe befriedigen zu können, iſt kein Vater ſo grauſam, ſeine Kinder Hungers ſterben zu laſſen; der Vater muß der Wohlthäter ſeines Kindes werden, auſſerdem daß noch Wohlthun göttlich iſt. Aber es iſt ſchauderhaft, es iſt abſcheulich, ein Reicher zu ſeyn, der vor den Schatz hintritt und ſagt: Hier hab ich verſchloſſen das glückliche Leben einer groſſen Anzahl von Menſchen. Ich bin grauſamer als einer, weil ich nur glücklich ſeyn will, wenn es andere nicht ſind. Zu meinen ſüßen nächtlichen Träumen behalt ich die Szenen der Verzweifelung übrig, und des Tages genieß ich oder ſchwelge, taub gegen die Stimme der Wehklage,

der Angſt und des Fluches. Ich habe mich von der Erbarmung freygeſprochen. —

Ein armer Mann liegt ringend mit Hunger und Kälte in einer Hütte, für der die Sonne ſich verbirgt, unter ſeinen Kindern und ſeinem Weibe. Liebe und Zärtlichkeit unterdrücken die Seufzer des Weibes, ehe ſie zu des Mannes Ohren kommen. Sie wendet ihr Angeſicht von ihm, und verbirgt es hinter dem halbbekleideten Säugling, der allein fröhlich ſieht, weil er noch an der Mutter Bruſt Nahrung findet; aber auch du Unglücklicher wirſt ſie bald nicht mehr finden! Die übrigen Kinder bitten durch ihre Geberden den Vater um Brodt. Länger als 2 Tage fühlen ſie, was Hunger und Elend iſt, aber ſie wagen es nicht zu ſagen, ohne den Vater zu erzürnen. Er wünſcht und bittet ſie, nur noch dieſe Nacht zu widerſtehen, vielleicht daß dann einer unter den Menſchen, und einer der Reichen, wenn er Brodt den Hunden austheile, von ſeinem Ueberfluß ihr Leben friſte. Dieſe Nacht iſt eine Nacht des Schreckens, denn der Schlaf iſt von dem Lager geflohen, und Krümmen und Aechzen

und

und Wuth und Rechten mit Gott bezeichnet jeden dunkeln Augenblick. Am Morgen wankt der Vater auf die Straße, fleht den Mann im schimmernden Kleide, und den Fühlloſen, der ſich Menſch nennt, um eine Gabe; allein der Abend kömmt herauf, ehe er ſo viel erbettelt hat, daß er kaum ſich ſättige, und nun kehre nicht wieder heim, armer Verlaßner, du wirſt die Deinigen verſchmachtet finden, den Säugling am Buſen der geſtorbnen Mutter, wie er mit dem Tode windet, deine Knaben erſtarrt, in ihren Minen des Lebens Seligkeit, und wie ſie ſich zu ſterben ſträubten, aber die Gerechtigkeit wird dich erwürgen, ſo du einen derer umbringſt, die ſie verhungern lieſſen und die nicht zu leben verdienen.

Cenſur.

Es hängt, man mag es betrachten, von welcher Seite man will, auſſerordentlich viel von der öffentlichen Cenſur in einem Lande ab. Sie kann aufgeklärte Meinungen befördern, aber ſie kann ſie auch unterdrücken, es können beym Cen-

ſoramt Männer mit Kopf, und Männer ohne Kopf angeſtellt ſeyn. Wer cenſirt Cenſoren? Die Cenſur ſoll dem Frechen, nicht dem Forſcher Einhalt thun, ein Cenſor ſoll nicht nach ſeinen Launen, Vorurtheilen, Ignoranz urtheilen, denn er würkt nicht für Geld, Freunde und Studierſtube, ſondern fürs Publicum und Zeitalter. Aber man mag über eine Materie, da ſo viel ſchon geſagt worden iſt, noch ſagen was man will, das Reſultat davon bleibt: der Aberwitz hat ſeine eignen Ohren.

Die Leipziger Cenſoren ſind bekanntermaßen wackre Leute, denn manche davon, als Stützen, Grundſäulen, Veſten, Handhaben, Beſchützer der Orthodoxie, haben ſich wider alles was geſundes Denken und Philoſophie heißt, verſchworen. Wer wollte verlangen, daß ſie meineidig würden? Es fragt ſich nur, was uns zu der Schande verdammt, die Preßfreyheit in Sachſen ſo eingeſchränkt zu wiſſen, da in ſonſt unaufgeklärten Landen man jetzt anfängt beſſer zu verfahren, und wie wir, die ſonſt andern ein Beyſpiel der Aufklärung gaben, mit Fuß und

Rechte

Recht das ihrige befolgen können, ehe man uns ſagt, wir ſänken in die Barbarey zurück. Ein Werk, unter welches der Cenſor ſein imprimatur nicht ſchreibt, geht wegen ſeiner Verwerflichkeit (was darunter verſtanden werde, läßt ſich leicht begreifen) hier in Leipzig in die Hand eines zweyten und dritten Cenſors, und vielleicht gar verlohren. Der verpflichtete Buchdrucker druckt ein unpaßirtes Buch nicht, denn die Spionen der Cenſur würden es bald erfahren, und ſodann auf ihn, auf Verleger und auf Autor losgehen. Aber die Ausländer drucken, was man in unſerm Lande verbietet.

Ich füge dem, was Schlözer in ſeinem Briefwechſel ſagt: Man ſolle um des Feuers willen den Rauch nicht ſcheuen, noch einen Gedanken von Voltaire hinzu:

Un livre eſt-il mauvais? rien ne peut l'excuſer.
Eſt-il bon? tous les Rois ne peuvent l'écraſer,
On le ſupprime à Rome, & dans Londres on l'admire,
Le Pape le proſcrit, l'Europe le veut lire.

Man dürfte den Ausländern nur den Aufruhr, der jüngſt über das neu herausgekommne

Buch Horus unter den Rechtgläubigen entstand, hererzählen, und sie würden erstaunen.

Als Schlözer das Bruchstück der Chronick von Leipzig herausgeben wollte, überschickte er es einem Leipziger Buchhändler. Dieser lieferte es in die Censur, und der verstorbne Böhme, als historischer Censor, fing an sauber damit herumzuspringen. Nachdem er sehr viele Stellen (am statt sie zu unterstreichen, damit sie umgeändert würden) völlig ausgestrichen hatte, gab er es dem Buchhändler zurück. Der Autor wurde benachrichtiget, wie man mit seinem Werke verfahren habe, und antwortete: Eben die ausgestrichnen Stellen wären in einer schon ehemals gedruckten, und von der Censur unsrer Vorfahren gebilligten Chronick von Leipzig zu finden. Darauf erwiederte der Censor: Warum er sich nach den Vorfahren richten solle?

Ladendiener.

Wider Willen sind wir genöthiget, von Ihnen zu sprechen, zuerst als einem Gegenstand

der

der Aufmerksamkeit und der Beobachtung, so dann als von Leuten, die in Thorheit und Unsinn die gröſten Fortschritte machen, ohne daß irgend jemand einen schicklichen Augenblick fänd, ihnen zu sagen: so hoch steigt das in der Wage der Billigkeit und der Vernunft. Vorausgesetzt, daß wir mit Ausnahme schreiben, wie denn unser einmal vorausgesetztes exceptis excipiendis über jedem Capitel stehen sollte, so theilen wir die ganze Zahl in 2 Classen, in Höhere und Niedere. Höhere sind, welche in Handlungen dienen, die wichtig genug sind, um den Absatz der Waaren en gros zu betreiben, oder in welchen nur Geschäfte mit Leuten von gutem Ton vorfallen; sie leben meist auf Comtoir's. Niedre sind, welche mit dem Detail der Waaren und mit Verkauf an alle Arten von Käufern, worunter auch der Pöbel gehört, zu thun haben. In Materialhandlungen sind sie jeder schmutzigen Handthierung ausgesetzt, und dies hat groſſen Einfluß auf ihre übrigen Sitten. Weil die höhern besser besoldet werden als die andern, so unterscheidet man sie leicht von einander. Die ersten müssen (oder soll-

ſollten wenigſtens) Kenntniß in Sprachen, die mit ihrem Commerz verknüpft ſind, haben, und haben ſie auch bisweilen. Die letztern ſind nichts mehr und nichts weniger als eine verſteckte Art von Tagelöhnern, die bey der Arbeit im Schweiß ihres Angeſichts, von dem Körper, und nicht von dem Geiſt, Gebrauch zu machen nöthig haben. Ueberhaupt giebts unter beyden Claſſen ſo wenig, die von dem, was man Geiſt der Handlung nennt, Begriffe haben, daß man von ihnen gerade zu ſagen kann: Sie ſind ohne Verdienſt.

Und doch! wer würde, wenn ſie nicht wären, den erſten Rang der Stutzer behaupten, wer würde guten Ton und feine Sitten aufrecht erhalten, wer würde die Beſtimmung der Welt zu einem Narrenhaus erfüllen, wer würde blaue Strümpfe tragen, wer würde die Straße glänzend machen, wer würde wiſſen, wie man Bewunderung auf ſich ziehen müſſe? Wahrhaftig, wir bewundern die Thorheit, indem wir ſie fliehen. Sie haben die löbliche Gewohnheit, den Leuten zu verſtehn zu geben, man müſſe ſie nach ihrer Kleidung ſchätzen, und gleich den Pariſer Frauen

di

die ihr Huhn vor der Hausthüre rupfen, daß es alle Welt sehe, zeigen sie sich Sonntags als Männer von Kopf, von Geschmack und von Glücksgütern. Was sie guten Ton nennen, und wie sie ihn gebrauchen, ist stillschweigende Dummheit bey Sachen, die über ihren Horizont sind; (dergleichen muß sich oft zutragen, weil, wie ich glaube, sehr viel über derer Horizont ist, die Tag für Tag mit Ziffernschreiben und Emballiren zu thun haben) dann lächelnder Beyfall bey andrer und ihrem eigenen Witz, der zwar, wie die Sünde, grob und subtil, aber demohnerachtet häßlich und kaum zu verbeten ist, ferner der unbeschreibliche Ausdruck ihrer Mine, so sie neben einem stehen, der entweder nicht die Ehre Ladendiener zu seyn, oder vielleicht ein wenig mehr hat; ferner die Wissenschaft der Moden, die Lektüre von Romanen, der gute Wille französisch zu reden, Geldverschwendung ꝛc.

Die Mädchen niedrigen Standes, oder die Gewinnsüchtigen finden Behagen an ihnen; dar-

auf thun ſich die Herren viel zu Gute, aber ſonſt machen ſie allhier auch darum noch eine groſſe Rolle, weil ſie für eine Menge dummer Tröſſe den Ton angeben.

A la Marleborough.

Wem wär der Name des Herzogs von Marleborough nicht bekannt? Wer kennte ihn nicht aus der Geſchichte vom Jahr 1672 (Krieg gegen die Holländer) 1704 (Schlacht bey Höchſtädt) 1706 (Schlacht bey Ramillies) 1708 (bey Oudenarde — Eroberung von Roſſel) 1709 (bey Malplaquet) und aus der Geſchichte der folgenden Jahre? Aber wem ſollte itzt dieſer Name, auch auſſer dem Verdienſtvollen, daß ihn einer der gröſten Männer des achtzehnten Jahrhunderts trug, unbekannt ſeyn, ſeit man anfieng, jede poſſenhafte Mode damit zu bezeichnen? Nicht nur Couleuren der Kleider, Tänze in den Schenken, ſondern auch Damenhüte und Fingerhandſchuh gehören unter die Rubrik des

à la

à la Marleborough. Wir dürfen nichts dawider sagen, denn wir würden der Verehrung des Verdienstes die Opfer entziehn zu wollen scheinen; und welcher Unterschied ist denn endlich, ob man den Namen eines großen Mannes ein Paar Handschuhen und einem Viersiedlerstückchen oder der Straße einer großen Stadt beylegt! Genug, die Modenerfindung ist jetzt einem Kopfe zu Theil geworden, der mit verdienstlichen Namen aus der Geschichte bekannt ist, und hätte er die Worte à la Marleborough auch nur aus Nothdrang, weil ihm kein andrer Einfall glücken wollte, angewendet, so möchte er doch vielleicht sich bald in ähnlichen Fällen befinden, und bald hätten wir auch eine Mode à la Henri IV. — à la Condé — à la Turenne, — à la Louis XIV. Die Farbe der schmutzigen Windeln des Dauphin haben wir schon, und nun Glück zu dem Verdienst!

Der Monat November.

So wenig man sich sonst das ganze Jahr hindurch in seinen Ausgaben für Vergnügungen einschränkt, so nöthig ist es doch in diesem Monat mehr als in den andern zu verbringen. Die Gelegenheit erfordert es, und diese Gelegenheit machen die sogenannten Martinisschmäuse und Dorfkirchmessen.

Während dieses Monats kömmt eine Bürgersfamilie, die sich standesmäßig aufführt, nicht von den Dörfern oder aus den Schenken bey und in der Stadt. Man spricht von der Kirchmesse zu Euteritzsch so erwartungsvoll, so hoch und hehr, wie anderswo von dem Allerheiligen Feste. Eine Menge Miethkutschen rollt in dieser Kirchmesswoche unaufhörlich auf der Straße von der Stadt nach dem Dorfe zu, und die Gesellschaft steigt dort in einer Schenke ab, die schmutzig genug aussieht, um beym ersten Anblick Ekel zu erregen. Alle Tische sind besetzt, bald mit

mit Handwerkspurschen in Schmutzröcken, bald mit Männern in galonirten Kleidern, bald mit Frau Honesta's, bald mit liederlichem Gesindel. Das Chor Musikanten stürzt wacker zu; debütirt mit Sonaten von Bach, und schließt mit Gassenhauern. Die Nacht wird dem folgenden Tage gleich gemacht, und oft macht man wieder den kommenden Tag der vergangenen Nacht gleich.

Man fevert sogar die Martinsschmäuse (jede angesehene Auberge giebt einen) mit Pauken, wenn nur der Wirth einen Doktor oder graduirte Person dazu gebeten hat, denn ausserdem schweigen sie. Hier bezahlt man den Wein, der 4 oder 6 Meilen von Leipzig 2 gr. und in Leipzig sonst 8 — 10 gr. gilt, mit 1 Thlr. Die Mahlzeit ist eben so theuer. Aber da giebts die elendeste Gesellschaft, sie sind betrunken oder gähnen, sie essen oder chikaniren sich, sie tanzen oder prahlen. Der Wirth allein ist die einzige Person, der der Schmaus nicht Langeweile bringen und kein Misvergnügen machen kann.

Um Gäſte zu locken, wenn ein Wirth mehr als einmal in dieſem Monat groß Feſtin giebt, ſo invitirt er bald zum Wurſt-, bald zum Gänſe-, bald zum Karpfen-Schmaus. Unter mancherley Rubrik zu einerley Sache, und doch für vieles Geld zu ſchlechter Koſt und ſchlechtem Getränk.

Promenade.

Wen's gelüſtet, beſtäubt zu werden, Geſtank zu ertragen, abentheuerliche Figuren zu ſehen, der darf nur auf die Promenade gehn. Sie iſt zur Ehre des einfachen Vergnügens am Tage beſäet mit Liebesrittern und coquettirenden Damens, und des Nachts mit unbezweifelten Huren. Man kann ſich allda ſchon einmal in Galla zeigen, zu Pferde, zu Fuße, im Wagen, im Reifrock oder Negligee; die Langeweile bemerkt auch Kleinigkeiten. Daß niemand im Promeniren verhindert werde, hat man dadurch bewürkt, daß Bänke zum Sitzen ziemlich rar angc-

gebracht ſind. So wenig ſonſt die Promenade ſich Schönheiten rühmen kann, (hierher gehören die Mühlen mit ihrem Geruch und ſonſt die Ausdünſtung des ſtinkenden Stadtgrabens, der in der neuern Zeit ausgetrocknet und zu Gärten gemacht iſt) ſo würde doch ohne ſie die Stadt ein Großes von ihrem Werthe verliehren. Zwar flöh man dann zum Roſenthal mit mehrerm Eifer; aber was iſt denn auch das Roſenthal, von dem man zu Paris ſo viel Rühmens macht? Pariſer Fremde kamen her, um in ihm ein Paradies zu ſehen, und ſahen ein ſumpfigtes Hölzchen.

Ein Edikt des Raths hat die Lohnkutſcher, die bey der Promenade ſtill halten, eingeſchränkt, daß ſie nicht mehr mit Unhöflichkeit und Ungeſtüm alles Heuſter die Peuſter in ihre Chaiſen laden, was nicht eingeladen ſeyn will. Sie trieben ſonſt nur Kurzweil mit denen, die das Fahren ausſchlugen, und wenn's beym Auspfeifen blieb, da hatte man von Glück zu ſagen.

Ich

Ich lege die Feder aus der Hand, um nicht weiter eine Materie zu behandeln, die die unergiebigste ist, wenn man nicht zu dem Mittel flieht, für Leipzig andere Städte unterzuschieben. Wenn man Leipzig vor andern den Rang einräumt, so ist es eine Ehre, die sie nicht verdient, und da ich, und meine Leser vermuthlich auch, dieser Meynung sind, so ist der kürzeste Beweis, wir schliessen.